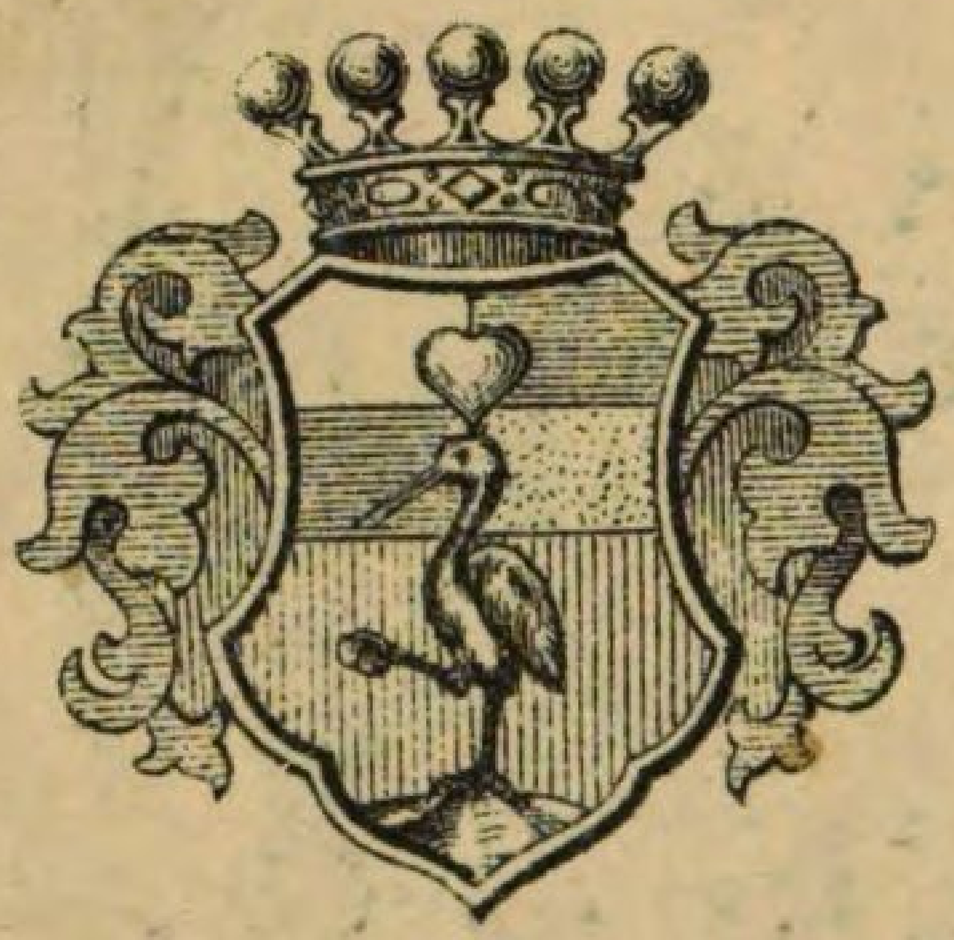

Ex bibliotheca
Theodori Karajan.

<36700061990018
<36700061990018
Bayer. Staatsbibliothek

P. O. germ. 1345 l - 1,1
[Schreyvögel]

Thomas und Karl August West's Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Erste Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bilder aus dem Leben.

Von

Thomas und Karl August West.

Erster Theil.

Vorwort.

Oeffentliche Blätter haben eine Sammlung der zum Theil noch ungedruckten Schriften von West angekündigt, ohne zu bemerken, daß der Schriftsteller, welcher sich dieses Namens bedient, eine Art von Doppelgänger ist, und bald Thomas bald Karl August West genannt wird. Thomas West, der ehemahlige Aktuar der stillen Gesellschaft, — eines humoristischen Vereins, dessen sich einige Leser aus der Zeit des Sonntagsblattes vielleicht noch erinnern, — ist seit achtzehn bis zwanzig Jahren nicht mehr öffentlich als Schriftsteller aufgetreten. Dieser Name bezeichnet übrigens einen Charakter, der in den nachfolgenden Le-

bensbildern und satyrischen Streifzügen als handelnde Person erscheint. Dagegen ist der Name Karl August West nicht mehr und nicht weniger, als eine gewöhnliche Schriftsteller-Etiquette, mit welcher der Verfasser seine neueren Druckschriften auf den Büchermarkt schickte, und die er auch bei seinen künftigen beibehalten wird.

Was die nachstehenden: Bilder aus dem Leben insbesondere betrifft, so sollte es kaum nöthig seyn zu bemerken, daß zwar der Stoff derselben aus der Beobachtung der wirklichen Welt genommen ist, daß man aber den Personen und Begebenheiten, welche darin geschildert sind, in der eigenen Geschichte und den Umgebungen des Verfassers vergebens nachspüren würde. Die Wahrheit, welche diese Lebensbilder etwa enthalten mögen, ist die allgemeine

der menschlichen Natur; das Individuelle darin gehört der Dichtung an. Obwohl diese kleinen Gemälde hier nur zufällig an einander gereiht erscheinen, wird man doch einen gewissen Zusammenhang unter ihnen wahrnehmen. Es sind Segmente aus dem Panoram des Lebens, wie sich dasselbe dem Auge des Verfassers in verschiedenen Zeit- und Gesichtspunkten darstellte. Eine andere gegenseitige Beziehung wird man in der Form und dem Inhalte dieser Lebensbilder und der, gleichzeitig erscheinenden, Streifzüge des Verfassers bemerken. In den letzteren hat der Verfasser sein Urtheil über die deutsche Literatur, die er seit dreißig Jahren aus dem Standpunkte eines unparteiischen Zuschauers beobachtet, mit derselben Unbefangenheit dargelegt, wie in den ersteren seine Ansichten des Weltlaufes. Diese beiden Abtheilungen sei-

ner Schriften erklåren und ergånzen sich wechselweise; daher er auch wůnscht, daß sie als Theile Eines, wiewohl nur fragmentarischen, Werkes betrachtet, und als solche gelesen und beurtheilt werden.

I.

Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte.

Eine Episode
aus dem Roman seines Lebens.

(1820.)

1.

»Die Achse hält den Weg noch zweimal aus,« schrie Paul, »macht nur den Riemen geschwind zurecht, daß wir fortkommen!« — »Ei, wenn Er's besser versteht,« brummte der Schmied, »meinetwegen!«

»Was gibt's denn, Paul?« sagte ich, aus der Kalesche zurücksehend. — »Unnöthigen Aufenthalt,« erwiederte Paul: »der Schaden könnte längst ausgebessert, und wir schon auf der Station seyn, wenn der wunderliche Mann nicht so viele Bedenklichkeiten hätte.« — »Nun, nun, wir haben so große Eile nicht,« sagte ich, indem ich aus dem Schlage stieg; »mach' Er seine Sache fein ordentlich, Meister Schmied!« — »Das ist etwas anders!« hörte ich jetzt Paul brummen; »sonst währt dem Herrn gleich Alles zu lange.«

Ich ließ meinen Paul stehen, und ging in den Hof der Dorfschenke, wo ich ein hübsches, ziemlich wohlgekleidetes Mädchen mit der Wir-

thin sprechen sah. Das Mädchen trug einen kleinen Bündel unter dem Arme und schien ihren Weg, den sie dem Ansehen nach zu Fuße gemacht hatte, eben fortsetzen zu wollen. »In anderthalb Stunden,« hörte ich die Wirthin zu ihr sagen, »können Sie auf der Station seyn: ob Sie aber den Postwagen noch antreffen werden, weiß ich nicht; er geht gewöhnlich früher durch.« — Das Mädchen erwiederte einige Worte, die ich nicht verstehen konnte, und kehrte sich dann mit dem Gesichte gegen mich. Ich war überrascht, denn jetzt erst sah ich, wie schön sie war. Mehrere junge Leute, die sich an einem Seitentische bei schlechtem Weine lustig machten, schienen, nach ihrer Art, nicht weniger Wohlgefallen an dem Mädchen zu finden. Zwei von ihnen waren aufgestanden, und machten Miene, sich dem schönen Kinde zu nähern. Sie hatte es bemerkt, und suchte ihnen auszuweichen: aber die muthwilligen Bursche vertraten ihr den Weg, und Einer faßte sie ziemlich tölpisch an. Unwillig riß sie sich los, und verdoppelte ihre Schritte, um über den Hofraum zu kommen. Als sie an mir vorbei ging, sah ich Thränen in ihren großen blauen Augen; ihre Wangen

glühten: sie wandte das Gesicht hinweg, als schäme sie sich, einen Zeugen der ihr widerfahrenen Beleidigung zu haben. Unwillkührlich folgte ich der anziehenden Erscheinung, die durch das Thor an meinem Wagen vorbei eilend, meinen Blicken bald entschwand. Paul, als er sie gewahr wurde, stutzte und sah schalkhaft lächelnd nach mir um. »War's das? Ja, dann freilich!« hörte ich ihn murmeln, als ich ihm näher kam.

»Nun, ist der Wagen fertig?« fragte ich. — »Das geht so geschwind nicht, Herr! Aber der Meister macht es recht ordentlich.« — »Sieh, wo der Postillon ist,« erwiederte ich ernsthaft. Paul ging, mit drollig-bedenklichem Kopfschütteln. — Ich sah mich nach den zwei Burschen um, deren ungeschliffenes Betragen das schöne Mädchen erröthen gemacht, und mir, ohne ihr Verdienst und Wissen, einen so reizenden Anblick verschafft hatte. Sie waren zu ihrem Tische zurückgekehrt, und riefen lärmend die Wirthin. Nach kurzem Wortwechsel warfen sie Geld auf den Tisch, und taumelten an mir vorbei, denselben Weg einschlagend, auf dem sich das Mädchen entfernt hatte. Sie schienen ziemlich betrunken; ihre erhitzten Gesichter hatten einen

Ausdruck von Rohheit, der mir sehr widrig auffiel.

»Wo bleibt denn der Postillon?« rief ich meinem Paul entgegen, indem ich in die Kalesche stieg. — »Er kommt schon, Herr! und der Meister Schmied ist auch bald fertig, wie ich sehe. Wir holen die flinke Dirne schon noch ein.« — »Ich glaube, du träumst, Alter?« sagte ich: »aber mach fort! Hier ist Geld; und knickere mit dem Schwager nicht! Er soll fahren, wie recht ist.« — Es war angespannt. Paul schwang sich, mit etwas steifer Hastigkeit, auf den Sitz des Postillons, und fort rollte der Wagen, in der Richtung hin, welche »das flinke Mädchen« und die zwei wilden Bursche genommen hatten.

2.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die untergehende Sonne übermalte den leichtbewölkten Himmel mit ihren schönsten Farben. Die fruchtbare Landschaft, von Hügeln und Thälern durchschnitten, ruhte, wie ihre Bewohner, von dem Geräusch und den Mühen des Tages. An beiden Seiten der Straße lagen, in ziemlicher

Ferne, einige Dörfer, zu denen die Heerden, und hin und wieder einzelne Arbeiter, zurückkehrten. Kein Fuhrwerk war auf der Straße zu sehen, kaum von Zeit zu Zeit ein Fußgänger. Wir fuhren eine Anhöhe hinauf, deren bewachsene Spitze der Anfang eines ziemlich beträchtlichen Waldes ist. Als wir die Höhe erreichten, und die Straße selbst durch das dichter werdende Gehölz bedeckt wurde, sah Paul etwas besorgt zurück. — »Fahr zu, Schwager!« rief ich, Pauls besorgtem Blicke gleichsam antwortend. Die Rosse liefen bergab, was sie konnten.

Jetzt lichtete sich das Gehölz; ein Theil der Straße wurde sichtbar. Mir däuchte, ich erblicke die Gestalt, die mein unruhiges Auge suchte: aber Baumgruppen deckten die flüchtige Erscheinung wieder. Bald schien mir, ich sähe die Gestalt noch einmal, nicht weit von uns, und die zwei rohen Gesellen hinter ihr. — »Sie sind's!« schrie Paul, als wir sie beinahe erreicht hatten. — Die Bursche mochten den Wagen bemerkt haben; sie blieben ein wenig zurück, desto rascher ging das Mädchen vorwärts. Ich rief dem Postillon zu, seine Pferde etwas anzuhalten, was ihm aber nicht sogleich gelang.

Als wir an dem Mädchen vorbeifuhren, schien sie mich und Paul zu erkennen; sie verdoppelte ihre Anstrengung, um uns nachzukommen. Da wendete sich der Weg, und ein Gebüsch verbarg sie uns auf's neue.

Plötzlich vernahmen wir einen Schrei hinter uns. Der Postillon hatte die Pferde eben zum Stillstehen gebracht. Ich sprang aus der Kalesche, und flog dem Orte des Angriffes zu, den mir ein wiederholtes Zuhülferufen bezeichnete. Als ich durch das Gebüsch gedrungen war, sah ich das Mädchen mit den zwei Buben ringen. Meinen Knotenstock in der Faust, stürzte ich auf die Elenden los. Sie wurden mich nicht gewahr, bis meine wiederholten Streiche sie aus ihrer brutalen Zerstreuung aufweckten. Die Schurken waren im Begriff, sich zur Wehre zu setzen, als ich sie plötzlich von einem panischen Schrecken überfallen, und entfliehen sah. Paul, mit meinen Pistolen bewaffnet, und der Postillon, waren mir zur Seite; drohend und lärmend setzten sie den Flüchtigen nach. Das Mädchen, jetzt erst seiner Rettung gewiß, warf sich in heftiger Bewegung an meinen Hals. Wie aufgelös't von Angst und Freude, lag sie einen

Augenblick in meinen Armen; aber schnell schien sie sich zu besinnen, und, indem sie, über und über erröthend, sich aus meiner Umarmung wand, drückte sie meine Hand an ihre glühenden Lippen.

Paul und der Postillon kamen lachend auf uns zu. Sie hatten die Flüchtlinge nicht erreichen können, und mußten sich begnügen, sie waldeinwärts verjagt zu haben. Das Mädchen ward nun erst ihren zerstörten Anzug gewahr; verschämt entfernte sie sich von uns, um ihn ein wenig zu ordnen, und ihren zerstreuten Bündel zu suchen, der etwa funfzig Schritte zurück am Wege lag. Paul sah ihr mit innigem Vergnügen nach, und der Postillon, dessen glotzende Augen der schlanken Gestalt gleichfalls nachstarrten, murmelte schmunzelnd: »Blitz! 's ist eine hübsche Dirne!« — »Ich dächte, Herr!« sagte Paul, »wir hingen dem lieben Kinde Ihren Staubmantel um; sie scheint sehr erhitzt, und könnte, bei dem kühlen Abend, sich im Fahren leicht erkälten.« — »Du meinst also, Paul —?« — »Daß Sie das Mädchen nicht in Nacht und Wald schutzlos zurück lassen werden, wohl mein' ich das, oder ich müßte Herrn

Samuel Brink nicht mehr kennen. Ich will nur gleich vorausgehen, und den Staubmantel aus dem Magazin hervorsuchen.« — »Thu' das, guter Paul! und Du, Schwager, sieh zu deinen Pferden; ich komme gleich nach.« — »Heißa, Schwager!« rief Paul, ihn mit sich fortziehend, »jetzt gibt es eine lustige Fahrt und Extra-Trinkgeld!«

Ich ging dem Mädchen, das sich langsam näherte, einige Schritte entgegen und bot ihr meinen Arm. Sie hatte sich ziemlich gefaßt, und nahm meinen Antrag, sie auf die nächste Station zu führen, mit bescheidenem Danke an. Paul stand schon mit seinem Staubmantel da, als wir zu der Kalesche kamen, und nöthigte ihn meiner Begleiterin ohne Umstände auf. Dafür nahm er ihr das Bündelchen ab, und brachte es in dem Wagensitze unter. Von dem Postillon hörten wir jetzt zum großen Schrecken des Mädchens, daß die Diligence, auf welcher sie einen Platz nach der Hauptstadt hatte nehmen wollen, schon vor mehreren Stunden weiter gefahren sey; sie war um so mehr bestürzt darüber, weil sie ihren Koffer vorausgesendet hatte, und dieser, wie sie fürchtete, verloren seyn möch-

te. — »Das wird sich alles finden,« rief Paul in bester Laune; »wer weiß, Mamsellchen, wozu der kleine Unfall gut ist!« Hierauf hob er sie zierlich in den Schlag, und hüpfte selbst ganz behende auf den Kutscherbock. Der Postillon trieb seine Pferde an, und blies ein munteres Stückchen dazu.

3.

Der Vollmond stieg aus dem Waldesgrund empor, und erhob die Abenddämmerung zu einem zweifelhaften Tageslichte. Ich lehnte behaglich in meiner Wagenecke, aus der ich von Zeit zu Zeit einen Blick auf meine schöne Nachbarin warf, welcher ihr Staubmantel den Reiz einer drolligen Vermummung gab. Da ich darüber scherzte, sah sie sich flüchtig an und lachte sehr anmuthig ein paar Mal auf. Allmälig ward sie heiter und ziemlich gesprächig. Ich erfuhr nun, daß sie Margarethe Berger heiße, und die Tochter eines Forstbeamten auf den Gütern des Grafen von ** sey, wo sie bis in ihr vierzehntes Jahr eine recht glückliche Jugend verlebt habe. In diesem Alter habe sie ihren Vater, und, ein Jahr später auch ihre Mutter

verloren, ohne daß ihre Aeltern ihr einiges Vermögen hinterlassen hätten. Die Schwester ihrer Mutter, selbst Witwe eines herrschaftlichen Rentmeisters, habe sie dann zu sich genommen, und ihre Erziehung mit Liebe und Sorgfalt vollendet. Da jedoch ihre Tante selbst nur von einer geringen Pension gelebt, und mit den Verwandten ihres verstorbenen Mannes in Erbschaftsstreitigkeiten verwickelt worden, habe sie Gretchen, zu ihrem besseren Fortkommen, in einem anständigen Hause der Hauptstadt unterbringen wollen. In dieser Absicht habe die Tante vor vierzehn Tagen mit ihr die Reise nach der Residenz angetreten, sey aber auf halbem Wege in eine gefährliche Krankheit verfallen, und in dem nahen Landstädtchen, wo sie liegen geblieben, am siebenten Tage gestorben.

Ein Strom von Thränen unterbrach hier Gretchens Erzählung. Sie verbarg das Gesicht an der Seite des Wagens, und weinte eine Zeitlang heftig. »Verzeihen Sie, mein Herr!« sagte sie dann; »ich besitze die Kunst noch nicht, mich vor Fremden gehörig zu benehmen. Wiewohl eine vater- und mutterlose Waise, fand ich doch in dem Hause meiner Tante die müt-

terliche Nachsicht und Zärtlichkeit wieder; ich durfte weinen, und mich laut freuen: — unter fremden Menschen, weiß ich wohl, schickt sich das nicht.« — »Was ein so gutgeartetes Geschöpf empfindet,« sagte ich, indem ich Gretchens Hand ergriff, »darf es auch äußern. Und bin ich Ihnen denn fremd, liebes Kind? Mir sind Sie es nicht mehr.« — Mein Ton oder meine Worte mußten Gretchens Herz getroffen haben, denn sie sah mir mit ihren großen blauen Augen so mild und vertrauensvoll in's Gesicht, daß ich versucht war, das holde, hülfebedürfende Wesen an meine Brust zu drücken. Aber ich bezwang mich, indem ich sie fragte, warum sie nach dem Unglücke, das ihr begegnet, nicht in ihre Heimath zurückgekehrt sey, wo sie doch noch einige Bekannte haben müsse? — »Keine, die etwas für mich thun könnten oder wollten,« erwiederte Gretchen. »Die Verwandten meines Oheims kamen, auf die Nachricht von dem wahrscheinlichen Tode der Tante, in dem Städtchen an, wo diese krank geworden, und eben gestorben war. Sie ließen die Leiche schnell begraben, und legten Beschlag auf den Nachlaß der Verstorbenen. Mir wurden meine wenigen

Kleider und ein karges Reisegeld verabfolgt. Was blieb mir übrig, als nun allein den Weg nach der Residenz anzutreten, wo ich einige Hoffnung habe, in dem Hause aufgenommen zu werden, für das meine gute Tante mich bestimmt hatte?«

Ich fragte um den Namen der Familie, an welche sich Gretchen in der Residenz wenden wollte. Sie nannte mir eine Frau v. Reichard, Banquiers-Witwe, welche ich einige Mal gesehen, und von der ich viel Gutes gehört hatte. »Das Haus hat den besten Ruf,« sagte ich; »vielleicht, Gretchen, finden Sie da einen Theil dessen wieder, was Sie verloren haben. Ich will Sie in die Stadt bringen, liebes Kind; seyn Sie guten Muthes!« — Die lebhafteste Freude glänzte in Gretchens Augen; sie drückte fühlbar meine Hand, und war im Begriff, sie noch einmal gegen ihre Lippen zu führen. Das verwirrte mich; mit einiger Hast zog ich meine Hand zurück, so, daß Gretchen mich betroffen ansah. Ich glaube, ich ward roth; unwillkührlich schlug ich die Augen nieder. Zum Glücke fuhr der Wagen eben in das Posthaus, und Paul stand schon vor dem offenen Schlage. —

»Wir bleiben doch hier?« sagte er, indem er mir heraushalf. — »Ja, Paul; besorge ein abgesondertes Zimmer für Mamsell Berger.« — »Kommen Sie, Mamsellchen!« rief der Alte; »wir wollen uns gleich nach Ihrem Koffer umsehen.« — »Sie werden doch nicht böse, Herr,« setzte er leise mit einer Schalksmiene hinzu, »wenn auch ich ein wenig mit dem hübschen Mädchen charmire?« — »Geh, Narr!« sagte ich, ziemlich verdrießlich, daß der Alte meinen Empfindungen so nahe auf der Spur war.

Ich spazierte über den Hof zum Thor hinaus, um mich noch ein wenig im Freien zu ergehen. Es war inzwischen Nacht geworden. Der Arktur stand am nordwestlichen Himmel, im Zenith funkelte die Lyra, und ostwärts strahlte, wie zu ihr aufschwebend, der Adler. Aber vor mein Gemüth traten zwei milde Augensterne, und meine Blicke wandten sich, von dem Glanz der Himmelslichter, dem sanften Scheine des irdischen Gestirnes zu, das mir so unvermuthet aufgegangen war. »Wie steht es mit dir, Samuel?« sagte ich zu mir selbst. »Bist du nicht zu Jahren gekommen, und halb und halb ein Philosoph? Doch hier unten, wie dort oben,

wirkt die Natur nach ihren ewigen, einfachen Gesetzen. Die Bahn der Gestirne altert nicht, eben so wenig der mächtige Trieb der Herzen. Was haben wir voraus mit unserer Erfahrung und Weisheit, als die Fähigkeit, unsere Wünsche und Neigungen früher zu verstehen, und — darüber zu lächeln? — Bedenke deine Jahre, Samuel! bedenke deine Jahre!« —

Als ich langsam gegen das Posthaus zurückging, kam mir Paul daraus entgegen, um mir zu sagen, daß Gretchen mit dem Essen auf mich warte. Sie wendete sich mit großer Heiterkeit zu mir, da ich in's Zimmer trat. Ihr Anblick ergriff mich auf's neue. Das Herz schlug mir merklich; ich winkte Gretchen neben mir Platz zu nehmen, und setzte mich selbst geschwind, um meine Unruhe weniger auffallend zu machen. Das harmlose Mädchen erzählte mir sehr vergnügt, daß sich ihr Koffer gefunden habe, was ihr besonders ihrer Papiere wegen lieb sey. Ueberhaupt sprach sie gern und lebhaft, auch von der Stadt, von deren Verhältnissen sie ziemlich unterrichtet schien, denn ihre Tante war dort geboren und erzogen worden. Ich hörte meist schweigend zu, während ich ziemlich eifrig

aß, und mich mehr und mehr in das Anschauen der lieblichen Gestalt vertiefte. Da ich abgespeist hatte, und Gretchen mich eine Weile still sitzen sah, stand sie auf, um sich zu entfernen. — »Morgen um vier Uhr die Pferde, Paul!« fuhr ich endlich aus meiner Zerstreuung auf. — Mit einem freundlichen: »gute Nacht, lieber Herr!« schlüpfte sie aus der Thür. »Gute Nacht, Gretchen!« rief ich ihr nach.

»Bedenke deine Jahre, Samuel!« sagte ich noch einmal zu mir selbst, nachdem ich meinen Paul stumm verabschiedet, und mich halb ausgekleidet auf das Bett geworfen hatte, worin endlich der Schlaf meinen umherschwärmenden Gedanken ein Ziel setzte.

4.

»Wie viel ist die Uhr, Paul?« fragte ich, indem ich aus dem Bette sprang, so leicht wie ein Fahnenjunker, der die erste Parade beziehen soll. — »Gleich sechs, Herr!« sagte Paul. — »Was?« rief ich. »Und warum hast du mich nicht um vier Uhr geweckt, wie ich dir befahl?« — »Ei, Herr!« erwiederte Paul, »Sie schliefen so wunderfest, daß ich Sie noch vor einer Stunde

nicht wecken mochte, wo ich schon zum zweiten Male hereinkam.« — »Ich glaube, Du treibst deine Kurzweil mit mir, alter Träumer!« — »Ich träume nicht, Herr!« — »Da schläft wol Gretchen auch noch,« fuhr ich nach einer Weile fort, indem ich meine übernächtige Figur im Spiegel betrachtete. — »O!« sagte Paul, »die treibt sich schon seit anderthalb Stunden im Garten, im Hühnerhof, und draußen im Felde herum; das Mädchen ist lauter Leben, und die Wirthschaft scheint recht ihr Element zu seyn. Das wäre ein anderes Ding, Herr, als unsere alte Sibylle im Hause.« — »Meinst Du?« sagte ich zerstreut. »Aber laß das Frühstück bringen, Paul! und bitte Gretchen, dazu herauf zu kommen.«

Ich hatte große Lust, mir selbst in's Gesicht zu lachen, wie ich so vor dem Spiegel da stand, — sobald Paul aus der Thür war. »Das hat ein Liebhaber von zwei und funfzig Jahren vor einem von zwanzig voraus,« sagt' ich, »daß er mit Appetit essen, und, wenn's glückt, seine acht oder neun Stunden schlafen kann. Ich hätte das gestern kaum gedacht, als ich da unten dem Arktur mein Herz eröffnete.«

Das Frühstück kam, und Gretchen trippelte herein, mir einen guten Morgen bietend. Sie sah aus, wie der Morgen selbst nach einer erfrischenden Sommernacht. Fand ich sie gestern lieblich und anziehend, so erschien sie mir heute in dem vollen Glanze des blühendsten Jugendreizes. — »Es ist doch eine köstliche Gottesgabe um ein Alter von achtzehn Jahren!« dacht' ich, oder sagt' es vielmehr laut. »So alt sind Sie wohl eben? Nicht wahr, Gretchen?« — »Bald neunzehn,« erwiederte sie. — »Kommen Sie, Kind! Ich will mir einmal einbilden, ich wäre, was das betrifft, Ihresgleichen. Setzen Sie sich zu mir! Sie müssen die Conversation der Stadtherren doch ertragen lernen; ich will Ihnen eine Probe davon zum Besten geben.«

Das gute Kind wußte nicht, was sie von meiner Laune denken sollte; aber ich ließ mich nicht irre machen. Ich schwatzte, lachte, tändelte, mit so viel Anstand und natürlicher Lebhaftigkeit, daß Gretchen endlich selbst mit fortgerissen wurde. Lachend und schäkernd begleitete sie mich zu dem Wagen, in welchen dießmal ich sie hob, zum sichtbaren Verdrusse Pauls, der sich diese Galanterie nicht wollte nehmen lassen. Meine

Stimmung dauerte die halbe Station über, zu Gretchens nicht geringem Ergetzen. Ein wenig verliebte Geckerei, mit etwas wahrer Empfindung versetzt, unterhält die Weiber immer, die unerfahrensten wie die klügsten; denn sie ist ein Tribut der Ueberlegenheit, welche ihnen die Natur in dem Verhältnisse der Geschlechter über uns einräumte. — »Herr Brink kann recht liebenswürdig seyn,« hörte ich Gretchen mit vieler Unbefangenheit sagen, als mache sie die Bemerkung für sich.

Nach und nach verrauchte indeß der galante Humor, der mir mit Gretchens Eintritt an diesem Morgen, wie ein leichter Champagner-Rausch, zu Kopfe gestiegen war. Ich wurde stiller, bemerkte auch wieder was sonst außer uns vorging, und vertiefte mich endlich in die Betrachtung der herrlichen Landschaft, durch die wir hinfuhren. Gretchen hatte schon früher viel Antheil an den Gegenständen gezeigt, welche uns umgaben. Sie bemerkte die Verschiedenheit des Bodens und der Wirthschaft, in Vergleichung mit denen in ihrer Heimath, und verbreitete sich dabei recht sinnig und lehrreich über die Eigenheiten des Gebirgs- und Forstlebens. Ich fing

an, Interesse an dem Geiste des Mädchens zu nehmen, dessen Gestalt und Schicksal mich schon so sehr angezogen hatten. Ueberall verrieth sie eine lebhafte Auffassung und eine Reife des Verstandes, welche ihrem Alter und ihrer einfachen Erziehung vorauszueilen schienen. Zwar kannte sie manches gute Buch, dessen beiläufig erwähnt wurde, aber ihre Urtheile waren auf eigene Ansicht und Ueberlegung gegründet. Wir unterhielten uns auf solche Weise sehr angenehm und ungezwungen von nahen und entfernteren Dingen; ich erfuhr immer mehr von Gretchens früherer Geschichte, und das Vertrauen, welches mir das liebenswürdige Mädchen bewies, schien nach und nach erst das rechte Verhältniß zwischen uns herzustellen.

So kam der Mittag heran, den wir in einem wohleingerichteten Gasthofe, auf dem halben Wege unserer Fahrt nach der Hauptstadt, zubrachten. Ich speiste mit Gretchen an dem Wirthstische. Es gefiel mir wohl, die Augen der Gäste öfters auf meine schöne Nachbarin gerichtet zu sehen, welche in ihrem einfachen, fast ärmlichen Anzuge, als die Königin der Tafel erschien. Ein junger Officier, der uns ge-

genüber saß, suchte sie endlich in's Gespräch zu ziehen. Ich bewunderte die Gewandtheit und den feinen Takt, womit Gretchen den nach und nach zudringlich werdenden Fragen und Anspielungen des jungen Kriegsmannes auszuweichen wußte, ohne sich durch ein verlegenes oder auffallend frostiges Betragen zum Augenmerk der Gesellschaft zu machen. Als wir von der Tafel aufstanden, und ich mich nach einem, abseits liegenden Zeitungsblatte umsah, trat der Officier ganz dreist zu Gretchen, und begleitete seine Anrede mit einer ziemlich vertraulichen Geberde, indem er sie zierlich an beiden Ellenbogen anfaßte. Sie zog sich mit einer Achtung fordernden Miene zurück, worüber der junge Herr, leicht auflachend, sich in die Brust warf. Ich war indessen zwischen sie getreten, und sah den Officier ernsthaft an. — »Steht die junge Person vielleicht unter Ihrem Schutze?« fragte er spöttisch, »Ihre Frau oder Tochter scheint sie nach dem Aeußeren nicht zu seyn.« — »Wenn es darauf ankommt, sie gegen Zudringlichkeiten sicher zu stellen,« antwortete ich in entschlossenem Tone, »so steht das junge Frauenzimmer allerdings unter meinem Schutze; das kann erfah-

ren, wer dazu Lust hat.« — »Gehorsamer Diener!« sagte er, etwas verblüfft, und wandte mir den Rücken zu. — Ich nahm Gretchen unter den Arm, und ging mit erhobenem Haupte langsam durch den Saal, mich nach beiden Seiten umsehend, ob Jemand hier sey, der gegen meine Erklärung etwas einzuwenden habe.

5.

Wir saßen wieder in unserem Wagen. Der kleine Aerger hatte mein Blut in Bewegung gebracht, und ich sah es gern, daß der Schwager, ein munterer Bursch, seine Pferde in scharfem Trabe laufen ließ. Die Straße zog sich durch einen üppigen Getreideboden hin, dessen hochstehende Saaten von einem frischen Winde bewegt wurden. Ich überließ mich dem angenehmen Spiele der Vorstellungen, welches einen solchen Anblick gern begleitet, und saß längere Zeit schweigend neben meiner Reisegefährtin, die seit dem Auftritt in dem Speisesaale selbst sehr still und nachdenkend geworden war. Als ich sie, aus meiner zurückgelehnten Stellung, seitwärts ansah, begegneten ihre Blicke den meinigen. Sie schlug die Augen nieder, in denen ich

den Ausdruck einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit gelesen zu haben glaubte. »Woran denken Sie, Gretchen?« fragte ich, mich zu ihr neigend. — »An die großen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen habe,« erwiederte sie, nach kurzem Besinnen, leicht erröthend. — »Sie rechnen doch den lächerlichen Auftritt mit dem jungen Bramarbas nicht dazu?« sagt' ich scherzend. — »In der That, das thu' ich,« antwortete sie ernsthaft; »dieser junge Officier hatte etwas unbeschreiblich Beleidigendes in seinem Blick und seinem ganzen Wesen. Mein Innerstes empört sich, wenn ich nur daran denke.« — Ich hielt Gretchens Hand, welche in der meinigen zu zucken schien; über ihre Wangen flog der Wiederschein einer inneren Aufwallung von Scham und Unwillen, der mich auf eine seltsame Weise ergriff. Es war ein Reiz von ganz eigener Art, worin alle Zauber der Weiblichkeit vereinigt schienen.

»Es kann Ihnen,« sagte ich mit merkbarer Beklemmung, »im Guten wie im Schlimmen, nicht an Gelegenheit gefehlt haben, den Eindruck zu beobachten, welchen Sie auf Männer von dem verschiedensten Charakter machen müs-

sen.« — Gretchen hörte mir etwas zerstreut zu; schien aber die Folge meiner Rede zu erwarten. — »Hat man Ihnen nie gesagt,« fuhr ich zögernd fort, »daß Sie — ein schönes Mädchen sind?« — Sie lächelte, als hätte ich etwas sehr gleichgültiges gesagt. »Das wohl,« erwiederte sie; »aber ich habe eben nicht viel darauf gehört.« — »Hatten Sie nie einen Liebhaber, Gretchen?« fragte ich lebhafter. — »Was man eigentlich so nennt, — nein!« — »Gretchen!« sagt' ich, indem ich einen Kuß auf ihren Arm drückte; »Sie wissen nicht, wie unendlich liebenswürdig Sie sind!« — Sie wurde roth, und zog ihren Arm zurück. — »Gretchen!« wiederholt' ich leise, ihr näher rückend —

»Haben Sie donnern gehört?« rief Paul, indem er sich herum wandte; »wir bekommen ein starkes Ungewitter.« — »So wollt' ich —!« — »Wie meinen Sie, Herr?« — »Es ist gut!« fuhr ich ihn an; »Du fürchtest doch den Donner nicht?« — »Ich nicht, aber die Mamsell vielleicht.« — Gretchen versicherte, »daß sie das Gewitter vielmehr liebe.«

In dem Augenblick hörten wir den Donner von ferne rollen. Mächtige Wolkenmassen ent-

wickelten sich auf der ganzen Fläche des Horizontes; der Wind wehte stärker, und jagte Staubwolken über die jetzt lebhaft befahrene Landstraße. In Kurzem war der Himmel ringsum bedeckt, und ein zuckendes Wetterleuchten durchlief das düstere Grau der Wolken. Einzelne Regentropfen fielen auf und neben dem Wagen nieder, da schlängelte sich ein Blitzstrahl weithin durch das Gewölbe des Himmels; rauschend strömte der Regen herab, und ein paar schmetternde Donnerschläge hallten mit dumpfem Gerolle aus weiter Ferne wieder.

»Ist's so recht?« fragte Paul Gretchen. — »Es wird!« erwiederte sie, indem sie mit sinnigem Ernst in die wohlthätig aufgeregte Natur hinausblickte.

Das große, allmälig sich entfaltende, Schauspiel der bewegten Außenwelt brachte den kleinen Aufruhr in meinem Innern zum Stillstand. Als die erste Aufwallung vorüber war, lächelte ich selbst über die seltsame Unterbrechung, die meiner unvorsichtigen Zunge, gerade noch zu rechter Zeit, Schweigen auferlegt hatte. Meiner selbst wieder völlig mächtig, genoß ich ruhig des zwiefachen herrlichen Anblicks, der

vor mir aufgethan war, und beobachtete mit wechselnder Theilnahme bald die prächtige Naturerscheinung außer uns, bald Gretchens liebliches Angesicht, woraus diese in gemildertem Lichte zurückstrahlte.

»Das thut doch nicht gut,« sagte Paul, sich noch einmal zurückwendend; »es regnet gar zu toll! Das Wasser schlägt in die Kalesche. Ich will das Spritzleder herablassen, Herr!« — Er that es, eh' ich es mit Anstand hindern konnte. Es war, als ob mich Paul oder der Zufall necken, und meine Standhaftigkeit auf die Probe setzen wollte.

Die Kalesche war von allen Seiten geschlossen. Das schwache Licht, welches durch ein paar handgroße Fensterchen in den schmalen Raum des Wagens fiel, reichte eben hin, mir Gretchens Gestalt in einem magischen Helldunkel zu zeigen. Der Wiederschein der Blitze erhöhete von Zeit zu Zeit den wunderbaren Reiz dieser Beleuchtung. Wir saßen so enge, daß ich nicht die geringste Bewegung machen konnte, ohne ihren Arm, ihren Fuß, die schwellende Fülle ihres jugendlichen Wuchses zu berühren. Ich glaubte, sie athmen zu hören; die Luft, die ich einsog,

schien von dem Hauche ihres Mundes durchwürzt. Es war, als säh' ich Funken zwischen uns hin und her gehen, den elektrischen Entladungen ähnlich, welche außerhalb unserer kleinen Welt die Atmosphäre erschütterten. — —

»Ich will,« sagte ich, nach einem ziemlich langen Kampfe, zu mir selbst, »ich will dieser reizenden Versuchung nicht unterliegen!« — und indem ich mich in meinem Winkel zusammen schmiegte, schloß ich die Augen, mit dem festen Vorsatze, sie nicht eher wieder zu öffnen, bis sich das Wetter in und außer mir völlig abgekühlt hätte, und ich mich ganz so ruhig fühlte, als in dem Augenblicke, wo Paul das verwünschte Spritzleder herabgelassen hatte.

— »Das thaten Sie wirklich, Herr Samuel Brink?« — »Mit Ihrer Erlaubniß, lieber Leser! ja, das that ich; und wenn Sie in meinen Fall kommen sollten, so rathe ich Ihnen, dasselbe zu thun. Es ist ein einfaches Mittel und hilft gewiß, wenn es Ihr Ernst ist, es zu rechter Zeit anzuwenden.« — »Und was that Gretchen während der angenehmen Unterhaltung, die Sie ihr in der verschlossenen Kalesche machten?« — Vermuthlich das Nämli-

che, wiewohl aus einer anderen Ursache. Denn als Paul, bei unserer Ankunft auf der Station, die Kalesche aufmachte, fand ich sie, in ihre Wagenecke gelehnt, so sanft schlafend, als das liebe Kind, seitdem sie aus der Wiege kam, nur jemals geschlafen haben konnte.

6.

Wer auf einer schlüpfrigen Bahn sich einige Mal glücklich aufrecht erhalten, und an einer besonders gefährlichen Stelle die Besonnenheit nicht verloren hat, setzt endlich seinen Weg mit Zuversicht und sogar behender fort, als wenn er sich auf einem ganz ebenen, sicheren Boden befände. Der Rest unserer Reise ging schnell und ruhig von Statten, ohne solche kleine Unfälle und Fährlichkeiten, als ich bisher zu berichten hatte. Es war beinahe Nacht, da wir bei meinem Hause in der Stadt ankamen. Ich hatte bei mir selbst überlegt, daß es wol schicklicher seyn würde, Gretchen in einem benachbarten Gasthause unterzubringen, als sie in meine Junggesellenwirthschaft aufzunehmen. Gretchen selbst erwartete nichts anderes; denn als wir ausgestiegen waren, dankte sie mir sehr herzlich für

die Güte, sie bis hierher geführt zu haben, und bat Paul, ihr den kleinen Bündel zu geben, den er in Verwahrung genommen; ihren Koffer wolle sie morgen früh abholen lassen.

»Die Mamsell,« sagte Paul, »wird doch nicht in eitler Nacht herumwandern sollen, um eine Schlafstelle in der großen fremden Stadt zu suchen? Da ist ja das ledige Bett in Jungfer Brigittens Zimmer, worin sie die Nacht recht gut zubringen kann.« — »Paul hat Recht,« unterbrach ich Gretchen, die etwas erwiedern wollte; »ich dachte nicht gleich daran. Sie dürfen den Vorschlag nicht ablehnen, Gretchen; die Anständigkeit selbst könnte gegen eine Schlafstelle in dem Zimmer meiner alten Haushälterin nichts einzuwenden haben.« — »Aber —« meinte Gretchen. — »Keine weiteren Umstände, Kind!« sagte ich, und faßte ihre Hand, um sie die Treppe hinauf zu führen: »morgen früh wollen wir dann sehen, wo Sie etwa sonst wohnen können, wenn es Ihnen in dem Hause eines ehrbaren alten Junggesellen nicht länger gefällt.

Jungfer Brigitte machte große Augen, als ich mit Gretchen in die Wohnung trat. »Ich bringe Ihr Gesellschaft, Brigitte,« sagte ich:

»Mamsell Berger wird heute Nacht in Ihrem Zimmer schlafen; sorge Sie für ein reines Bett und eine freundliche Aufnahme.« — Die Alte schielte das holde Mädchen von der Seite an, mit einer Miene, die wenigstens die letztere nicht versprach: aber Gretchen schloß sich mit einer so gemüthlichen Unbefangenheit an die mürrische Hausregentin an, daß sich die Wolken auf der runzeligen Stirn nach und nach verzogen. Meine Einladung zum Nachtessen lehnte Gretchen bescheiden ab, weil sie mit Jungfer Brigitten auf ihrer Kammer zu bleiben wünsche. Die Frauenzimmer verließen mich, bald auch mein alter Paul, der noch eine Menge Dinge für unsere schöne Hausgenossin zu besorgen hatte.

So hatte ich denn, beinahe ohne mein Zuthun, das liebenswürdige Geschöpf unter meinem Dache, mit dem ich seit zwei Tagen so lebhaft beschäftigt war! Die Vorstellung hatte etwas überaus Anmuthiges für mich, ungeachtet des kleinen Beisatzes von Schwermuth, der sie begleitete. »Morgen,« sagte ich still zu mir selbst, »morgen geht sie hin, sich ihrer künftigen Herrschaft zu zeigen. Man wird sie annehmen; wer thät' es nicht mit Freuden? — Gut, dann

ist alles vorbei, — die Erinnerung ausgenommen, die, wie angenehm sie auch ist, mich hoffentlich nicht im Schlafe stören wird.« —

Am andern Morgen erzählte Paul, als er mir das Frühstück brachte, daß Mamsell Gretchen schon ausgegangen sey, ihren Besuch bei Frau von Reichard zu machen. Es verdroß mich fast, daß sie weggegangen war, ohne mir zuvor »guten Morgen« zu sagen: aber ich besann mich, daß dieß jetzt ohnehin aufhören müsse. — Paul störte hier und da in meinem Zimmer herum und konnte nicht fortkommen. Das ist seine Art so, wenn er etwas auf dem Herzen hat.

»Es ist doch Schade,« fing er endlich an, daß so ein liebes, gutes Mädchen bei wildfremden Leuten dienen soll.« — »Man dient meist bei fremden Leuten,« sagte ich; »es ist ein anständiges Haus, und ein ziemlich leichter Dienst, wie ich von Gretchen selbst weiß; sie wird mehr zur Gesellschaft einer schon erwachsenen Tochter, als zur Bedienung, in dem Hause sein.« — »Wer weiß,« fuhr Paul fort, »was für eine widerwärtige Zierpuppe das ist! Sonst freilich könnte sie von Gretchen lernen, wie sich ein junges Mädchen zu betragen habe, um Gott

und aller Welt angenehm zu seyn.« — »Dir wenigstens, Paul,« erwiederte ich lächelnd, »ist das Mädchen wirklich sehr angenehm, wie es scheint.« — »Ei, das gesteh' ich!« war seine Antwort: »Und Ihnen, Herr, ist sie's auch; das merkt man wohl. An Ihrer Stelle ließe ich das liebe Kind gar nicht mehr aus dem Hause.« — »Aber was willst du denn, Paul, daß ich mit dem Mädchen anfange? Ich werde doch in meinen Jahren nicht noch eine Gouvernante für mich aufnehmen sollen?« — »Es wäre vielleicht so übel nicht,« erwiederte er lachend; »so eine hübsche, junge Gouvernante käme mit uns alten Knaben wol auch noch zurecht.« — »Ernsthaft, Monsieur Paul, wenn ich bitten darf!« — »Und die Wirthschaft; fuhr er fort, »versteht sie aus dem Fundament. Fragen Sie nur Jungfer Brigitten, die sonst nicht leicht einem anderen Frauenzimmer, besonders einem so jungen und hübschen, Gerechtigkeit widerfahren läßt.« — »Ich soll doch nicht etwa Brigitten wegschicken, um Gretchen an ihrer Statt zu behalten? Hat das die wackere alte Person um uns verdient, Paul?« — »Das will ich eben nicht sagen,« erwiederte Paul; »aber sehen Sie, Herr! da

hätte ich einen andern Gedanken. Draußen auf Ihrem Gute ist doch keine rechte Aufsicht, in der inneren Wirthschaft, meine ich, was Haus, Küche, Milchkammer, Hühnerhof und dergleichen betrifft. Ihr Vetter, der junge Herr Max, den Sie als Oekonomen hinausgesetzt haben, ist wol ein tüchtiger Mensch: aber der treibt sich den ganzen Tag in Feld und Wald herum; da thut denn indessen das Gesinde, besonders das weibliche, eben was es will. Nun meine ich, wenn Sie Gretchen draußen zur Beschließerin machten, so wäre dem Uebel abgeholfen; und wenn wir dann von Zeit zu Zeit hinauskämen, so brauchten wir Brigitten nicht mitzunehmen, und hätten dort die angenehme Gesellschaft noch in den Kauf oben drein.«

»Sieh, sieh, was der Paul für artige Projekte macht!« sagte ich, dem Einfall nachsinnend, und ging zur Thür hinaus, um einige Bekannte in der Stadt zu besuchen.

7.

Als ich an den ausgeschmückten Kaufmannsbuden vorüberging, fielen mir einige Läden mit

Modewaaren und Stoffen zur weiblichen Kleidung, mehr als sonst, in die Augen. Ich blieb dabei stehen und betrachtete manches Stück genauer, um seine Bestimmung zu errathen, oder seinen Werth näher kennen zu lernen. — Es wäre doch eine Artigkeit, dachte ich, und könnte dem lieben Mädchen gerade jetzt wol auch gelegen kommen, wenn ich einige nützliche und hübsche Sachen für sie einkaufte, und ihr ein Geschenk damit machte. — In dieser Absicht trat ich in ein Gewölbe, und suchte allerlei aus, mit dem Auftrag, es in mein Haus zu bringen. Es war so ziemlich alles, was zu einem vollständigen weiblichen Anzuge gehört; als ich aber gleich darauf an einem eleganten Schuhladen vorbei kam, fiel mir ein, daß ich dieses interessante Kleidungsstück vergessen hatte. Unerwartet machte ich die, mich selbst belustigende Bemerkung, daß ich mir einbildete, das Maß ihrer niedlichen Füßchen, welches ich nur beim Aus- und Einsteigen in den Wagen etwas näher erwogen hatte, bestimmt genug zu kennen, um die passendsten Schuhe für sie herauszufinden. Auf die Gefahr, es recht getroffen zu haben, ließ ich einige Paar Schuhe und das zierlichste Paar

Pantöffelchen zusammenpacken, und nahm sie gleich selbst mit mir.

So beladen machte ich geschwind meine Besuche, zum Glück nur bei ein paar Männern, denen so etwas weniger auffällt. Einer von ihnen, ein Herr, der in der schönen Welt gelebt hat, konnte sich dennoch nicht enthalten, das Packet, welches neben meinem Hute lag, in der Zerstreuung des Gespräches etwas näher zu untersuchen. Er fuhr mit unterdrücktem Lachen zurück, als er den Inhalt gewahr wurde. — »Es ist richtig!« hörte ich ihn bei Seite murmeln. — »Was ist richtig?« fragte ich ziemlich barsch; denn ich hatte zugleich seine unschickliche Neugierde bemerkt. — »Daß Sie eine Liebste von der Reise mitgebracht haben,« antwortete er lachend; »man hat mir das heute schon am frühesten Morgen erzählt.« — »Ueber die Krähwinkler!« rief ich aus. »Ich wette, es steht morgen schon in allen Unterhaltungsblättern. Wenn Sie wissen wollen, was es mit dieser Liebsten für eine Bewandtniß hat, so speisen Sie diese Tage bei mir; da will ich Ihnen die große Stadtneuigkeit vom Anfang bis zum Ende erzählen.« Mit diesen Worten nahm ich

mein Packet, und ging unwillig meines Weges.

Ich kam gegen Mittag noch ziemlich ärgerlich nach Hause, und erfuhr, daß Gretchen indessen da gewesen sey, und dem ehrlichen Paul, auf sein Andringen, mit großem Leidwesen entdeckt habe, ihre Hoffnung, bei Frau v. Reichard angenommen zu werden, sey vereitelt. Die näheren Umstände würde sie mir selbst sagen, wenn sie wiederkäme. Jetzt sey sie auf die Polizei gegangen, um ihren Paß vorzuzeigen, und eine Sicherheitskarte zu erhalten, was man ihr als nothwendig zu ihrem längeren Aufenthalt vorgestellt habe. — Paul jubelte beinahe, als er mir Gretchens Unfall erzählte. »Ich wußte ja,« rief er, »daß es so kommen müßte! Gretchen kann gar nirgends bleiben, als bei uns; das war da oben schon vom Anfang her so bestimmt.« — »Seltsam!« sagte ich, halb für mich: »fast möchte ich es selbst glauben. Aber das würde einen schönen Lärm in der Stadt geben!« — »Possen!« fiel mir Paul in's Wort; »was brauchen wir uns um das Gerede der Stadt zu bekümmern? Ist sie etwa kein ehrbares Mädchen? Für die legte ich die Hand in's Feuer.« — »Das thät' ich nöthigen Falls auch, Paul! Nun,

wir wollen sehen! — Da, lege dieß Packet zu den übrigen Sachen, die indessen gekommen seyn müssen.« — »Ja wohl sind sie gekommen,« sagte Paul mit lachendem Munde: »aber wissen Sie, Herr, was geschah? Brigitte hat die schönen Zeuge und Bänder gesehen, und gleich vermuthet, daß sie für Mamsell Gretchen bestimmt wären. Das hat denn gewaltig böses Blut gemacht, wie ich merke. Sie hätte dem Mädchen ihr artiges Gesicht allenfalls verziehen, aber die hübschen Hauben und Bänder verzeiht sie ihr in ihrem Leben nicht.« — »Das mag sie, Paul! Laß es gut seyn.«

Es währte lange, ehe Gretchen zurückkam. Endlich trat sie ein, sichtbar verstört, und bat, mit mir allein reden zu dürfen. — »Was ist geschehen?« fragte ich besorgt, als wir allein waren. — »O, mein Herr!« erwiederte sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen, »ich bin sehr unglücklich; — ich muß fort von hier, und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll.« — »Wie das? Reden Sie, liebes Gretchen!« — Sie erzählte mir nun, Frau v. Reichard habe sie zwar gütig empfangen, ihr jedoch gesagt, daß der Zweck, zu welchem sie Gretchen hätte in das

Haus nehmen wollen, aufgehört habe, indem ihre Tochter in wenig Wochen heirathen würde, hiervon habe sie auch Gretchens Tante schon vor vierzehn Tagen benachrichtigt, aber der Brief sey während der Reise der letztern wahrscheinlich verloren gegangen. Auf Gretchens Bitte, sie einer anderen Dame zu empfehlen, habe Frau von Reichard sie an eine Madam Miller gewiesen, welche viele Bekanntschaften in der Stadt habe, und sich mit solchen Geschäften abgebe. Mad. Miller habe ihr gerathen, sich für's erste mit einer Aufenthaltskarte zu versehen, und dann wieder bei ihr anzufragen. Sie sey deshalb auf die Polizei gegangen, wo man ihr jedoch erklärt habe, der Aufenthalt in der Stadt könne ihr nur gestattet werden, wenn sie sich über die Mittel ihres Erwerbes und eine anständige Beschäftigung hinlänglich ausweisen könne. Man habe ihr Mißtrauen blicken lassen, und ihr endlich unverholen gesagt, daß sie die Stadt innerhalb dreier Tage längstens wieder verlassen müsse. Sie habe es nicht gewagt, mit dieser Nachricht zu Mad. Miller zurückzukehren, und getraue sich auch nicht, die kleine Stube in der Vorstadt zu beziehen, die ihr Jungfer Bri-

gitte empfohlen habe; denn auf dem Wege hierher sey sie von zwei Männern verfolgt, und sehr zudringlich um ihre Wohnung gefragt worden; sie fürchte sehr, diese Herren führen nichts Gutes gegen sie im Schilde.

»Das wäre leicht möglich,« sagte ich lächelnd. »Sein Sie ruhig, Gretchen! Das Alles hat wenig zu bedeuten. Ihre Sache bei der Polizei nehme ich auf mich. Sie sollen die Stadt nicht verlassen, wenn Sie nicht selbst wollen; dafür steh' ich Ihnen.«

8.

Dießmal mußte Gretchen meinen Willen thun, und tête-à-tête mit mir speisen. Sie war zu muthlos, um auf ihrem Verlangen, bei Brigitten bleiben zu dürfen, lange zu bestehen. Ich that, was ich vermochte, um sie aufzuheitern. Paul, der sich bei'm Aufwarten um uns geschäftig machte, und so einen Theil von Gretchens Besorgnissen erfuhr, unterstützte mein Vorhaben aus allen Kräften. Er spottete gutmüthig über ihre Furchtsamkeit, und machte sich besonders über die Herren von der Polizei lustig, die sich auf der Straße so angelegentlich

um Gretchens Wohnung erkundigt hatten. »Solcher Polizeispione,« sagte er, »haben wir zehn bis zwölf Tausend hier, deren Hauptgeschäft es ist, hübschen Mädchen auf allen Wegen und Stegen nachzuspüren. Ja, Mamsellchen! die machen Ihre Wohnung ausfindig, und wenn sie in einem Winkel der schmutzigsten Vorstadt versteckt wäre.« — Gretchen wurde feuerroth; sie errieth, daß sie die Absicht der beiden Männer mißverstanden habe, und fing an, sich ihrer zu großen Aengstlichkeit überhaupt zu schämen. Allmälig wurde sie ruhiger, doch blieb immer noch eine Spur von Nachdenken und Sorglichkeit auf ihrem schönen Gesichte.

Als uns Paul auf einige Augenblicke verließ, machte ich ihr den bestimmten Antrag, noch einige Tage in meinem Hause zu bleiben, wo sie vollkommen sicher wäre. In der Zwischenzeit fände sich vielleicht eine andere Aussicht, wobei ja auch Mad. Miller zu Rathe gezogen werden könnte. Gretchen hörte mir mit gesenkten Blicken zu; endlich sah sie auf, und mit dem Ausdrucke großer Innigkeit, worin sich einige Wehmuth mischte, sagte sie: »Was soll ich Ihnen antworten, theurer Herr? Ich kann Ihre Güte

nicht entbehren, und ich muß fürchten, sie schon gemißbraucht zu haben. Alles was mir seit Kurzem begegnet, scheint darauf abgesehen, mein ganzes Schicksal in die Hände eines großmüthigen Mannes zu legen, dem ich vor zwei Tagen noch völlig fremd war. In allen Dem ist etwas so Außerordentliches, daß ich mich nicht zu fassen weiß, und vor dem Glücke, welches mich Sie finden ließ, beinahe nicht weniger erschrecke, als vor den Unfällen, die mich betroffen haben.« — »Wie, Gretchen!« sagte ich, »sollten Sie mir mißtrauen?« — »Ich Ihnen mißtrauen?« rief sie. »Wäre ich dann noch Ihres Schutzes und der sichtbaren Vorsorge des Himmels werth, der Sie mir, in meiner größten Trübsal, als einen seiner Engel gesandt hat? Aber ach, mein Herr! es ist ein so drückendes Gefühl, so ohne alle Selbstständigkeit, und bloß von fremder Hülfe abhängig, in der Welt zu seyn!

Ich wollte antworten; da brachte Paul den Kaffee, welchen mir Gretchen einschenkte. Während ich zerstreut da stand, und meine Tasse schlürfte, war sie an das Fortepiano getreten, und machte stehend ein paar Gänge auf den Tasten. »Wie?« rief ich: Sie sind musika=

lisch?« — »Ein wenig,« war ihre Antwort; »meine Tante liebte die Musik, und gab mir selbst Unterricht darin.« — »O, spielen Sie doch dem Herrn etwas vor,« sagte Paul, ihr einen Stuhl setzend; »er hat das gar zu gern.« — Sie spielte einige bekannte Melodieen mit vieler Präcision und Leichtigkeit. Ich schlug eine Sonate auf, die eben auf dem Pulte lag. — »Das ist wol etwas schwer?« sagte sie, lächelnd zu mir aufsehend, »aber ich will versuchen, wie weit ich darin fortkomme.« — Sie machte, vorspielend, einige Passagen, fing dann die Sonate, zuerst etwas unsicher an, kam aber bald in den Gang, und überraschte mich endlich durch die Richtigkeit und den Ausdruck ihres Spieles, das besonders am Ende einige recht glänzende Momente hatte. »Bravissimo!« rief Paul. — »Wirklich, sehr brav!« sagte ich; »aber Sie kannten die Sonate schon früher?« — »Nein,« gab sie zur Antwort; »von neuer Musik bekamen wir selten etwas zu sehen. Meine Tante hielt mich vorzüglich an, die Werke von Bach, Scarlatti und Mozart zu spielen, die sie noch von ihrer Jugend her besaß.« — »Nun, Gretchen,« sagte ich,« mit diesem Talent schon allein

sind Sie hier nicht ohne Stütze. Fassen Sie Muth, liebes Kind! Sie sind nicht so hülflos und abhängig in der Welt, als Sie sich vorstellen.«

Dieser Gedanke schien besonders wohlthätig auf Gretchens Gemüthsstimmung zu wirken. Die letzte Spur von Trübsinn war aus ihren Gesichtszügen verschwunden. Sie blätterte unter meinen Musikalien herum, und legte Einiges davon bei Seite. Wenn ich es erlaube, sagte sie, wolle sie Abends noch ein paar Stücke durchspielen. Darauf machte sie mir ihren anmuthigsten Knix, und hüpfte zur Thür hinaus.

»Charmantes Mädchen!« murmelte Paul, und ich mußte mir Gewalt anthun, um es nicht laut zu wiederholen. — »Wissen Sie, Herr!« fuhr er, sich vertraulich zu mir wendend, fort, »was ich ausgedacht habe?« — »Nun?« — »Ich habe den Frauenschneider aus dem oberen Stockwerk herabbestellt, um die schönen Sachen zu übernehmen, die Sie für Gretchen gekauft haben. Er versprach mir, in der Nacht aufzusitzen, damit der Anzug bis morgen fertig werden könne.« — »Welch ein Einfall!« sagte ich halb unwillig; »es ist jetzt nicht Zeit, von dieser Arm-

seligkeit mit Gretchen zu reden.« — »Sie soll es ja noch gar nicht wissen,« antwortete er hastig; »das ist eben das Feine von der Sache. Ich habe dem Schneider das Kleidchen gewiesen, das Gretchen gestern Abends auszog, er braucht nun weiter kein Maß zu nehmen, wie er sagt.« — »Nun, wenn's so ist!« — »Ja wohl, Herr! Und ich will die Sachen nur gleich selbst hinauftragen, so merkt die Alte nichts davon; die verdürbe uns sonst den ganzen Spaß.«

Ich setzte mich an Gretchens Stelle an das Fortepiano, und durchlief, nicht ohne sympathetische Empfindung, die Tasten, die ihre Finger berührt hatten. Ein Satz aus der Sonate, welche sie gespielt hatte, wurde unvermerkt das Thema, worüber meine Phantasie sich in unregelmäßigen Variationen ergoß. Die Ideen strömten mir in ungewöhnlicher Fülle und Klarheit zu; ich habe vielleicht nie so gut gespielt, wenigstens nicht mit so lebendigem Ausdruck. Als ich von ungefähr aufsah, glaubte ich im Spiegel Gretchens Köpfchen, mit schalkhafter Neugierde durch die Thür horchend, wahrzunehmen. »Warte, Schelm!« rief ich, mich umwendend. Sie war es wirklich, zog sich aber schnell zu-

rück, und schlug die Thür zu. Nun war es um mein ruhiges Phantasieren geschehen. Ich sprang auf und ergriff meinen Hut, um meinen aufgeregten Gefühlen durch einen Gang im Freien Luft zu machen.

9.

Es war ein ziemlich heißer Tag. Das Gewühl in den Straßen schien mir lästiger als gewöhnlich. Ich stieg in einen Fiaker, der am Wege stand. »Wohin, Ew. Gnaden?« fragte freundlich der Kutscher, den Schlag offen haltend. — »Ja so! — Wohin Du willst. In den S**ischen Garten meinetwegen!«

»Wohin Du willst,« sagte ich, in den sanft schaukelnden Wagen zurückgelehnt, »wohin Du willst, freundlicher Fährmann, Zufall! Hab' ich denn einen anderen Weg, als den Du mich führtest bis hierher, und der jetzt lockender als je, durch blumige Auen und frischbelaubte Hügel sich hinzieht? Wo das Ziel ist; ob wir's erreichen: ich weiß es nicht. Aber ihm zu folgen, so weit Natur und Unschuld uns begleiten, — wer könnte sich's versagen?«

Der Garten war beinahe leer von Men-

schen. Ich schlenderte, mich meinen Gedanken überlassend, in den schattigen Gängen umher, und setzte mich endlich vor einem blühenden Rosengebüsche, welches ein Kranz von Pinien umfaßte. Die sinnige Zusammenstellung, welche in ihrer symbolischen Bedeutung den Reiz des Lebens durch den Ernst der Betrachtung zu erhöhen schien, machte, wiewohl kein neuer Gedanke der Gartenkunst, Eindruck auf mich, und däuchte mir Beziehung auf meine und Gretchens Lage zu haben. »Die Rosen gedeihen in dieser Nachbarschaft,« sagte ich zu mir selbst; »sie finden Schutz unter dem befreundeten Baume, dessen melancholischen Ernst sie erheitern, und der, nach oben strebend, der Luft und dem Lichte Zugang zu ihnen läßt, aber nicht den Stürmen und der brennenden Hitze des Tages.«

»Warum, wenn ihr unbefangenes Herz der Neigung nicht widerstrebt, die still und mächtig mich zu ihr hinzieht, warum wär' es denn Thorheit, dem süßen Hange zu folgen? Will ich nicht ihr Glück, und besitz' ich nicht, was es ihr sichern kann? — Die Jugend? — Elender Nothbehelf der Gemeinheit! Wird sie vermissen, wovon ihre reine Seele nichts ahnet? — Und

bin ich denn ein Greis? Klopfen diese Pulse nicht oft noch allzu rasch? trag' ich mein ungebleichtes Haupt weniger frei und aufrecht, weil es nicht so leer an Urtheil und Erfahrung ist, als der schwindelnde Kopf eines Jünglings? — Laß uns den Zweck der Weisheit nicht verlieren, Samuel, aus eitler Furcht vor der Thorheit! Nicht erzwingen will ich das Glück des Lebens, nicht mit List und Mühe erjagen; aber es fröhlich hinnehmen, wenn es von selbst sich mir darbietet.«

Rasch erhob ich mich und ging auf das Rosengebüsch zu, um die jüngste und schönste der erst entfalteten Knospen zu pflücken, und sie zum Andenken dieser Stunde an meine Brust zu stecken. Mit munteren Schritten durchstreifte ich noch einmal die verschiedenen Parthien des Gartens; da stieß mir unvermuthet ein alter Bekannter auf, der, wie ich wußte, vor Kurzem eine Frau genommen hatte. Der Mann ist wenig jünger als ich, und ich habe ihn stets für einen recht verständigen Menschen gehalten. Er erzählte mir, wie glücklich er in seinem neuen Stande sey, fragte nach meiner ländlichen Besitzung, und war sehr verwundert, daß ich so

selten dahin käme; er, seines Theils, versicherte er, habe keinen sehnlicheren Wunsch als den, seine übrigen Tage mit seinem jungen Weibchen auf dem Lande zubringen zu können. — Wir trennten uns nach einer ziemlich langen Unterhaltung, welche für mich mehr Interesse hatte, als mein Gesellschafter wußte, oder vermuthen konnte.

Es war beinahe Abend, als ich nach Hause kam. Paul, der mir in der Thür begegnete, gab mir lächelnd ein Zeichen, daß ich ohne Geräusch in mein Zimmer treten möge. Ich that es, und sah Gretchen an meinem Schreibtische sitzen. Leise näherte ich mich, und faßte sie sanft an den Schultern. Sie sah etwas erschreckt zurück, lächelte aber, als sie mich erkannte, so anmuthig zu mir empor, daß ich nicht umhin konnte, einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. »Darf ich wissen, was Sie schreiben, liebes Kind?« sagte ich. — Sie reichte mir das Blatt hin. Es war ein Brief an den Gerichtshalter ihrer Heimath, der, wie ich erfuhr, zugleich ihr Vormund war, aber sich stets sehr wenig um sie bekümmert hatte. Der Brief betraf die Erbschaftssache ihrer Tante; er war

zweckmäßig und mit einer sehr zierlichen Hand geschrieben. »Sie könnte,« bemerkte ich, »Schreib- und Musikmeisterin seyn, sobald sie wollte.« — »Glauben Sie wirklich,« sagte sie vergnügt, »daß ich geschickt genug wäre, als Lehrerin oder Gouvernante in einem kleinen bürgerlichen Hause einzutreten?« — »Hätten Sie denn Neigung zu einem solchen Geschäfte?« erwiederte ich. »Es ist eben nicht das harmloseste.« — Auf ihre Neigung, meinte sie, komme es hierbei wol nicht an; diese habe sie auch nicht in die Stadt geführt; sie wäre lieber auf dem Lande geblieben: aber sie müsse für ihren Unterhalt sorgen, und man habe ihr gesagt, auf diese Weise könne es hier vielleicht am ehesten geschehen.

„Wie aber,« sagte ich nach einigem Stillschweigen, »wenn sich eine Stelle für Sie fände, frei von den lästigen Rücksichten, welche den Aufenthalt in den sogenannten guten Häusern oft so unangenehm machen, mit einer einfachen, Ihrer ehemaligen Lebensweise angemessenen Beschäftigung, wobei Sie zugleich mehr von sich selbst als von Anderen abhängig wären, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande, und in einer der schönsten Gegenden, die man sehen

kann?« — Gretchen wurde sehr aufmerksam. »Und worin bestånde diese Beschåftigung?« fragte sie. — »In der Aufsicht über das Innere einer kleinen Landwirthschaft,« antwortete ich, »die — einem meiner Freunde gehört; einem Manne ungefåhr von meiner Art und meinem Alter, der Sie mit der größten Achtung behandeln, und Ihre Einsamkeit selten oder nie durch seine Gegenwart stören würde, es wåre denn, daß Sie es selbst wünschen sollten.« — Das liebe Mådchen ward abwechselnd blaß und roth; sie schien meine Gedanken zu errathen, und auch wieder zweifelhaft darüber zu werden. »Und glauben Sie,« sagte sie, »daß es sich für mich schickte, diese Stelle anzunehmen?« — »Wie ich das Haus und die Gesinnung meines Freundes kenne, allerdings!« war meine Antwort. — Sie sah eine Zeitlang still vor sich hin. — »Nun, Gretchen?« sagte ich, indem ich sie leicht umfaßte. — »Muß ich mich sogleich entschließen, mein våterlicher Freund?« fragte sie, mit kindlichem Vertrauen zu mir aufblickend. — »Nein Liebe! Sie sollen es überlegen.« — »Tausend Dank!« erwiederte sie schnell; »und nun gute Nacht, lieber Herr!« — »Schon fort? und keinen

herzlicheren Abschied von Ihrem — Freund?« — Unbefangen reichte sie mir die Wange hin. Meine Lippen suchten die ihrigen. Es war eine geistige Berührung, rein und innig. — Sanft machte sie sich los, und, mit einem holdseligen Blick auf mich, eilte sie aus dem Zimmer. — »Gute Nacht, Gretchen!« rief ich ihr nach. — »Gute Nacht!« hört' ich, kaum vernehmbar.

10.

»Wo bleibst du, Paul?« rief ich meinem Alten am andern Morgen entgegen; »ich habe schon dreimal geschellt.« — »Herr, es ist noch nicht fünf Uhr; ich bin erst aufgestanden.« — »Warum nicht gar?« sagt' ich, und sah nach meiner Uhr. Sie stand still; ich hatte vergessen sie aufzuziehen. — »Was befehlen Sie, Herr?«

»Nun, wenn es noch so früh ist! — Ich wollte dich fragen, ob der Schneider Gretchens Anzug gebracht hat.« — »Nein, Herr! Doch, ob er fertig ist, kann ich gleich sehen; er ist gewiß wach, und sitzt an seiner Arbeit.« — »Laß seyn, Paul! es könnte Aufsehen im Hause machen.« — »Nicht im geringsten! Brigitte war schon auf den Beinen, und wollte eben ausge-

hen, als ich herein kam. — Hören Sie? Die Hausthür wird auf- und zugeschlossen. — Die Alte ist fort, und Gretchen sitzt vermuthlich bei ihrer Nähterei; die merkt nicht auf uns. — Ich bin gleich wieder da, Herr!«

Ich warf mich geschwind in einen Ueberrock. Die Thurmuhren schlugen fünf. Lächelnd trat ich vor meine Spieluhr, und zog sie auf. »Wenn wir die Zeit vergessen,« sagte ich, »sind wir am glücklichsten. Sollten wir sie aber vergessen?« — Die Rose fiel mir in die Augen, die neben der Uhr in einem Glase Wasser stand; sie war über Nacht frisch aufgeblüht. Unwillkührlich neigte ich mich zu ihr herab. »Es ist der Hauch ihres Mundes,« sagte ich, und meine Lippen berührten leise die zarten Blätter, — »aber es ist nicht ihre Seele, was mir darin begegnet!«

Paul kam voll Freude mit dem fertigen Anzuge. »Soll ich ihn ihr bringen?« fragte er hastig. — »Ja Paul! Aber nimm dort das feinste Paar Schuhe dazu; sie werden ihr passen, denk' ich. Sag' ihr, ich ließe sie bitten, dieß zu meinem Andenken zu tragen, und, wenn es ihr nicht unbequem wäre, die Schuhe sogleich anzu-

ziehen.« — »Das soll sie wohl, Herr!« erwiederte Paul, und eilte davon.

Nach einer kleinen Weile erschien Paul wieder unter der Thür, die er offen ließ, mir heimlich und vergnügt zuwinkend, daß ich herauskommen und ihm folgen möchte. Er ging vor mir her mit großen Schritten, aber auf den Zehen, und gab mir drollig zu verstehen, es ihm nachzuthun. So kamen wir vor Gretchens Kammerthür, welche gleichfalls offen stand. »Sehen Sie einmal,« flüsterte er mir zu, »das liebe Mädchen schläft noch. Ich habe ihre alten Kleider weggenommen und die neuen dafür hingelegt; nun muß sie wol die unsrigen anziehen.« — Sie lag, den schönen Kopf etwas zurückgebeugt, züchtig in ihre Decke eingehüllt, in gerader Stellung, nur das rechte Knie ein wenig heraufgezogen, wodurch, unter der straff anliegenden Hülle, die zierliche Form ihres Beines sichtbar wurde. Ich warf einen fast eifersüchtigen Blick auf den Alten, der das reizende Schauspiel mit mir theilte. — Jetzt schien sie sich zu regen; schnell ergriff ich Pauls Hand, und, indem ich ihn mit mir fortzog, schloß ich die Thür ziemlich laut hinter uns. In dem Au-

genblick hörten wir ein Geräusch in der Kammer, und schlichen auf den Zehen davon, wie wir gekommen waren.

»Du magst sehen,« sagt' ich etwas ernsthaft, »wie du deinen Einfall bei Gretchen gut machst; denn schwerlich wird sie auf eine angenehme Weise davon überrascht seyn. Sobald sie sichtbar ist, melde ihr, welchen Auftrag ich dir gab, und daß alles Uebrige deine eigene Erfindung war.« — »Ei,« erwiederte Paul ziemlich trotzig, »das will ich schon noch ausfechten; war es doch in allen Ehren gemeint.«

»Ob nicht der kleine Teufel Asmodi in den alten Kerl gefahren ist?« sagte ich zu mir selbst, als er fort war. »Was er seit drei Tagen thut, scheint ganz darauf angelegt, mich Hals über Kopf in ein Meer von Liebe hineinzustürzen, während ich nichts anderes im Sinne hatte, als an seinen blumigen Gestaden, in aller Unschuld und Freiheit, zu lustwandeln. Wenn ich dieß unruhige Herzklopfen recht verstehe, so mengt sich etwas in meine Empfindungen, wogegen meine horazische Weisheit schwerlich wird Stand halten können. Nimm dich in Acht, Samuel! nimm dich in Acht! Ich fürchte, du

wirst bald gar nicht mehr wissen, wie es an der Zeit ist; deine Jahre hast du schon halb und halb vergessen.«

»Nun, Herr, alles ist gut!« rief Paul, als er, nach geraumer Zeit, munter hereintrat. »Aber Sie hatten Recht; Gretchen fand meinen Einfall gar nicht fein. Mit genauer Noth hab' ich verhindert, daß sie unsere neuen Kleider wieder ablegte, sobald sie die ihrigen zurück erhalten hatte. Bloß die Vorstellung, welche Freude es Ihnen machen würde, sie in dem Anzuge zu sehen, schien sie nach und nach zu besänftigen. Sie wird kommen, glaub' ich, Ihnen für das Geschenk zu danken. Nu, ich will nichts verrathen: aber sie sieht aus — wunderschön! und die Schuhe passen auf ein Haar; darnach hab' ich gleich geguckt.«

»Asmodi!« murmelte ich zwischen den Zähnen, — »hebe dich hinweg, Versucher!« Da ging die Thür auf, und Gretchen trat mit dem Frühstück herein. Meine unsicheren Blicke glitten von der reizenden Gestalt ab, und blieben am Boden haften, so, daß die netten Füßchen das erste waren, was mir in die Augen fiel. Paul hatte Recht; die Schuhe paßten, wie angegos-

sen. — Gretchen lispelte einige Worte von Dank. Ich sah auf und fühlte, daß mir das Blut in's Gesicht stieg, während sie selbst über und über glühte. »Ich danke Ihnen, Gretchen,« stotterte ich, »daß Sie meinem Wunsche nachgegeben haben; wenn ich jedoch ganz zufrieden seyn soll, so bitte ich Sie, dieser unbedeutenden Sache nicht mehr zwischen uns zu erwähnen.«

»Mamsell Gretchen! Mamsell Gretchen!« rief Brigitte durch die halb geöffnete Thür. — »Was gibt's denn, Jungfer Brigitte?« brummte Paul. — »Es ist ein Frauenzimmer hier,« sagte die Alte gar freundlich, »das mit Mamsell sprechen will. Kommen Sie doch heraus, liebes Kind!«

»Liebes Kind!« äffte Paul der Alten nach, als sie mit Gretchen fort war. »Haben Sie das Fratzengesicht gesehen, Herr, das die alte Trude dazu machte? Ich bin doch begierig, was das für ein Besuch ist.«

Paul ging, und kam nach einiger Zeit sehr übellaunig zurück. Eine Mad. Miller sey da, erzählte er, und schon eine gute Weile mit Gretchen eingeschlossen. Nach Brigittens Aeußerungen, welche sehr vergnügt scheine, vermuthe er,

daß von einem Dienstantrage für Gretchen die Rede sey. Er wolle wetten, die ganze Sache sey von der Alten angestiftet, und stehe mit ihrem heutigen frühen Ausgange in Verbindung. Sie werde auch nicht ruhen, setzte er hinzu, indem er wieder wegging, bis sie das liebe Mädchen aus dem Hause vertrieben habe.

Pauls Vermuthungen schienen nicht ungegründet. Nach einigen Minuten trat Gretchen selbst in mein Zimmer, etwas nachdenklich, und, wie ich mit Verwunderung bemerkte, zum Ausgehen bereitet. Sie bestätigte mir, daß Mad. Miller da gewesen, und ihr einen Dienst angeboten habe; zugleich habe sie ihr gemeldet, daß Frau v. Reichard sie noch diesen Vormittag zu sprechen wünsche. — »Und was werden Sie thun, Gretchen?« fragte ich, nicht ohne Besorgniß. — »Hören, was mir die gnädige Frau zu befehlen hat,« erwiederte sie ganz ruhig. — »Und wegen des Dienstantrages?« — »Ich habe der Mad. Miller gesagt, daß ich ihr noch keine bestimmte Antwort geben könne.« — »Gutes, liebes Gretchen! Sie dachten also meinem Vorschlage nach?« — »War es denn wirklich Ernst damit?« sagte sie, mit lächelnd prü-

fender Miene. — »So vollkommen Ernst, liebes Kind! daß Sie Ihre Stelle antreten können, so bald Sie wollen.« — »Und der Herr, dem die Wirthschaft gehört, wird er auch so viel Vertrauen in mich setzen, als Sie, und kann ich es — in ihn?« — »Ich denke, ja!« — »Wenn das ist,« sagte sie nach kurzem Besinnen; »so bestimmen Sie über mich, wie Ihnen gut däucht,« — und fort war sie.

»Sie ist ein Engel!« rief ich, — »und ist dein, Samuel! dein! Hast du das verdient, Ungläubiger?« — — Ich klingelte Paul, um mich vollends anzukleiden; denn ich wollte einen Gang durch die Stadt machen. »Gib Acht,« sagte ich zu ihm, »was Brigitte etwa Neues ausheckt; das Erste, worüber sie brütete, waren Windeier.« — »Wissen Sie das so gewiß, Herr? Die alte Katze sieht mir so lauernd und unheimlich aus; ich glaube, die ärgsten Tücken hat sie noch im Hinterhalt.« — »Bah! bah! Was können ihre Tücken uns am Ende schaden?« — »Uns nicht, aber dem armen Gretchen! Ich bleibe dabei: Sie sollten die Mamsell auf Ihr Gut schicken; da wäre sie auf einmal geborgen.« — »So! — Höre, Paul, du hast doch Gret-

chen nicht von deinem Projekte vorgeplaudert?« — »Bewahre! Sie weiß kaum, glaub' ich, daß wir ein Gut haben.« — »Desto besser!« sagt' ich, ihn lächelnd auf die Schulter klopfend. »Adieu, alter Projektmacher!«

11.

Ich trieb mich eine halbe Stunde in der Stadt herum. Als ich wieder zu meinem Hause zurückkam, sah ich den Baron S** im Thore stehen, einen alten Wüstling, der mir zuweilen die Ehre erweist, mich »seinen lieben Freund« zu nennen. — »Eh, lieber Freund!« rief er mich an, da er mich auf die Treppe zugehen sah, »sind Sie in dem Hause bekannt?« — »So ziemlich. Was steht zu Diensten, Herr Baron?« — »Sagen Sie mir, liebster Freund,« erwiederte er mit einem vertraulichen Lächeln, »kennen Sie das wunderhübsche Mädchen, das hier im Hause wohnt? Sie ist, wie ich höre, erst vor ein paar Tagen angekommen, und soll einem alten Grillenfänger Gesellschaft leisten, der vermuthlich gar nicht weiß, was er an ihr hat.« — »Wie sieht das Mädchen ungefähr aus?« fragte ich, an mich haltend. — Er be-

schrieb mir Gretchen ganz genau. — »Und wo haben Sie das Wunderkind gesehen?« fragte ich. — »Hier auf der Straße, Freund! schon zweimal: aber sie ist mir immer so schnell entwischt, daß ich nicht entdecken konnte, in welchem Stockwerke sie wohnt.« — »Ich kenne das Mädchen, Baron,« sagte ich trocken; »und, um es kurz zu machen, der Grillenfänger, dem sie Gesellschaft leisten soll, bin ich. Verlangen Sie sonst noch etwas, mein Herr?« — »Liebster Freund!« rief der Geck mit erzwungenem Lachen, »ich bitte tausendmal um Vergebung! Das war dumm, ich gesteh' es, aber auch drollig; wie? — Ha, ha, ha!« — Ich ließ ihn mit einem verächtlichen Blicke stehen, und ging rasch die Treppe hinauf.

Das Erste, was ich bei'm Eintritte in meine Wohnung hörte, war, daß Herr v. Ebert, derselbe, welcher mir den Possen mit Gretchens Schuhen gespielt hatte, sich zum Mittagsessen habe anmelden lassen. — »Sind denn heute alle Narren und Pflastertreter in Bewegung,« rief ich zornig, »um mich aus den Thoren zu treiben? Geh sogleich hin, Paul, und sage Herrn v. Ebert, daß ich heute unmöglich die Ehre ha-

hen könne, ihn zu bewirthen.« — »Wenn er aber nicht zu finden ist, und geraden Weges herkommt?« — »So — verwünscht! — so — bestelle Pferde, Paul! Pferde! — Wir gehen auf's Land, Alter!« — »Juchhe! So ist's recht!« rief Paul. »Gleich will ich Ihre Aufträge besorgen, die Pferde zuerst. Sehen Sie indeß, Herr, wie Sie das liebe Mädchen trösten können, das in ihrem Kämmerchen sitzt und weint.« — »Sie weint, Paul? Was hat man ihr gethan?« — »Ich weiß nicht; aber ich sagte Ihnen wohl, Herr, daß die alte Katze Brigitte ihre ärgsten Tücke noch im Nacken hätte.«

An Brigitten vorbei, die eben herausging, eilte ich in Gretchens Zimmer. Sie kam mir mit einer freundlichen Begrüßung entgegen; aber ihre Augen und Wangen zeigten die frische Spur von Thränen. »Sie haben geweint, theures Gretchen!« sagte ich. »Verhehlen Sie mir nichts! Was ist geschehen?« — »Nichts, was mich erniedrigen, oder das Vertrauen, das Sie mir einflößen, mindern könnte,« erwiederte sie mit großer Ruhe, — »Also doch etwas, das darauf abgesehen war? Sprechen Sie, liebes Kind; ich beschwöre Sie!« — Sie erzählte mir nun, daß

Frau v. Reichard sie Anfangs mit einer befremdenden Rückhaltung und Feierlichkeit aufgenommen, sie an ihre brave Tante erinnert, und den Antheil, welchen sie an Gretchen nehme, durch die freundschaftliche Verbindung, worin sie mit der Tante gestanden, gerechtfertigt habe. Hierauf habe sie verschiedene Fragen über Gretchens Bekanntschaft mit mir, und über die Verhältnisse meines Hauses, an sie gestellt. Da ihr Gretchen alles umständlich und aufrichtig erzählt, was sie selbst davon wisse, sey Frau von Reichard nach und nach zutraulicher, und endlich recht freundlich und offen geworden. Die Dame habe meinem Rufe und Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie aber doch ermahnt, gegen die Männer überhaupt auf ihrer Huth zu seyn. Zum Schlusse habe ihr Frau v. Reichard unverhohlen gesagt, man habe ihr Gretchens Aufführung verdächtig machen, und sie als Werkzeug zu ihrer Entfernung aus meinem Hause gebrauchen wollen; sie halte es für ihre Pflicht, das allzugünstige Zeugniß zurück zu nehmen, welches sie der Mad. Miller ertheilt habe, auch müsse sie Gretchen vor einer andern Person warnen, die dabei hauptsächlich im Spiele sey.

»Abscheulich!« rief ich: »die boshafte Brigitte!« — »Verzeihen Sie der Verblendeten,« erwiederte Gretchen; »ich habe ihr verziehen. Sie fürchtet wahrscheinlich, durch mich von ihrer Stelle verdrängt zu werden, und fürchtet es vielleicht mehr aus Anhänglichkeit für Ihre Person, als aus Eigennutz.« — »Die Elende!« sagte ich; »was hat ihr Küchenregiment mit Ihnen und mit den Absichten gemein, welche ich in Betracht Ihrer haben kann? Es gibt nur eine Stelle in meinem Hause, die — doch, an diesem Orte nichts davon! Kommen Sie, edles Mädchen! Wenigstens soll der Rang, der Ihnen in meiner Meinung gebührt, nicht länger durch eine niedrige Umgebung zweifelhaft gemacht werden. Sie haben mir Vertrauen bewiesen; ich will zeigen, daß ich dessen werth bin.« — Mit diesen Worten führte ich sie aus Brigittens Zimmer in das meinige, worin ich sie bat, sich bequem zu machen, indessen ich in meinem Cabinette einige Schreibereien zu besorgen hätte.

Paul kam zurück, mir zu melden, daß er meinen Auftrag bei Herrn v. Ebert ausgerichtet habe, und daß der Wagen in einer Stunde längstens hier seyn werde. »Laß geschwind etwas

zum Essen richten,« sagte ich, »dann packe das Nöthigste zusammen, was wir zu einem kurzen Sommeraufenthalte nöthig haben. Den Brief hier trägst du zu meinem Freunde, dem Doctor Morbach; ich werde künftige Woche auf ein paar Tage in die Stadt kommen, um das Weitere mit ihm zu besprechen.« — »Gut, Herr!« — »Heh, Paul! Kein Wort zu Gretchen; und vergiß nicht, ihre übrigen Sachen aus meinem Schranke mitzunehmen, auch — die Pantöffelchen!« — Ich glaube, der alte Kerl lachte, wie mir das Wort entwischte: aber er nickte so treuherzig zurück, daß ich es gut seyn ließ.

Das Mittagsessen war bald vorüber. Ich beschäftigte Gretchen am Klavier, bis Paul mir einen Wink gab, daß angespannt sey. »Liebes Kind,« sagte ich, »wenn Sie es zufrieden sind, so fahren wir jetzt nach dem Landsitze meines Freundes. In dritthalb Stunden sind wir dort. Gefällt es Ihnen nicht, so bringe ich Sie heute noch in die Stadt zurück.« — Sie war überrascht, aber, wie ich zu bemerken glaubte, auf keine unangenehme Weise. »Ich habe mich in Herrn Brinks Hände gegeben,« sagte sie mit Anmuth und Würde, »und will seinen Planen

nicht entgegen seyn.« — In drei Minuten saßen wir in dem Wagen, und fuhren, ohne uns nach Jungfer Brigitten, die ganz bestürzt am Fenster stand, noch nach den Gaffern auf der Straße umzusehen, zu dem Stadtthore hinaus.

12.

Ein froherer Emigrantenzug, als der unsrige, ward nicht leicht gesehen. Mir ging das Herz auf unter dem freien, heiteren Himmel; Gretchens liebliche Gesichtszüge wurden immer sprechender und lebendiger, und Paul lachte, und gesticulirte auf dem Kutscherbock, als ob er unklug werden wollte. — Der Weg wendete sich von der Hauptstraße ab, gegen das Gebirg zu, an dessen Fuße er eine geraume Strecke hinläuft. Zwischen zwei Bergrücken, die von ferne sich zu decken scheinen, öffnet sich seitwärts der Eingang in ein breites Thal, in dessen Tiefe meine kleine Besitzung liegt. Die Landschaft wird, wie man weiter hineinfährt, von hundert zu hundert Schritten romantischer und bilderreicher, bis der Eingang des Thales sich wieder zu schließen scheint, und man sich in einem Kessel von terrassenförmigen Wiesengründen und wal-

digen Gipfeln befangen sieht. Gretchen, mit dem neuen Anblicke beschäftigt, war eine Zeitlang still; jetzt rief sie aus: »o wie schön ist's hier! und die Gegend hat Aehnlichkeit mit meiner Heimath!« — »Wir sind dem Orte unserer Bestimmung nahe,« sagte ich; »das Gebäude am Abhang jenes Birkenwäldchens ist das Haus meines Freundes.« — Gretchen blickte mich mit freudestrahlenden Augen an: sie ließ ihre aufgehobene Hand auf meinen Arm sinken, und ich glaubte einen leisen Druck zu empfinden. Es schien mir die Weihe meines Landhauses zu seyn; jetzt erst hatte sein Besitz einen Werth für mich.

Der Wagen fuhr langsam auf dem nach und nach beschwerlich werdenden Wege hin, durch das kleine Dörfchen, ein paar schöne einzelne Bauernhöfe vorbei, bis an die Mühle, welche hart an meinen Garten stößt. Paul, von mir unterrichtet, stieg ab, und ging voraus, um, wie er sagte, Herrn Max Spohr, dem Verwalter des Gutes, unsern Besuch zu melden. Wir mußten den ziemlich breiten, vom Regen stark angeschwollenen, Waldbach durchfahren, über welchen einige Schritte oberhalb der Mühle ein leichter Steg

für Fußgänger gebaut ist. Als wir am Hausthore hielten, kam uns Paul mit der Nachricht entgegen, Herr Max habe Geschäfte beim Holzrechen, und werde erst morgen wieder kommen; doch seyen die Schlüssel zu den Zimmern vorhanden, und er werde, da er hier Bescheid wisse, schon die Honneurs des Hauses machen. Gretchen sah mich lächelnd an, als ob sie erwartete, daß ich nun das Räthsel lösen würde. Aber ich stieg ganz ernsthaft aus, und hob, eben so ernsthaft, sie aus dem Wagen. »Geh' voran Paul!« sagte ich, »und mache dem Hauswirth Ehre.«

Das Haus ist von meinem Vorgänger in einem launenhaften, aber nicht unangenehmen Geschmacke gebaut, und stellt von außen ein Mittelding von schweizerischer und holländischer Herrenwohnung dar. Das Erdgeschoß hat neben der Küche und den Gesindestuben ein paar artige Zimmer, die mein Vetter Max, der Dekonom des Gütchens, bewohnt. Das obere Stockwerk ist, durch einen gegen den Garten offenen Salon, in zwei Hälften getheilt, wovon die eine für den Eigenthümer, einen alten Junggesellen, wie ich, die andere für eine Freundin bestimmt und eingerichtet war, welche aber nie darin ge-

wohnt hat. Beide Abtheilungen sind bequem und anständig eingerichtet, ohne überflüssigen Aufwand; ich habe sie größtentheils gelassen, wie ich sie fand, sogar das Porträt des ehemaligen Besitzers ist in einem Kabinette hängen geblieben.

Ich führte Gretchen zuerst in die Zimmer, die, wie ich ihr sagte, für sie bestimmt wären. »Das ist viel zu vornehm und weitläufig,« sagte sie, nachdem sie sich ein wenig umgesehen; »hier könnte ja eine kleine Familie Platz finden.« — »Wer weiß, wozu das in der Folge gut ist!« erwiederte ich scherzend. — Gretchen sah fast etwas finster darein, weßhalb ich für gut fand, sie ohne weitere Bemerkungen in den Hof und den Garten zu führen. Was sie dort und in den Wirthschaftsgebäuden sah, hatte ihren ganzen Beifall. »Es ist hier alles im besten Stande,« bemerkte sie; »ich wüßte wenig, was sich anders oder zweckmäßiger einrichten ließe.« — »Das macht alles unser Herr Max,« fuhr Paul heraus — »o, er ist ein tüchtiger Wirthschafter!« — »Wer ist Herr Max?« fragte Gretchen neugierig. — »Ih, der liebe junge Vetter,« erwiederte Paul — »meines Freundes, ja!« fiel ich ihm in's Wort, und nahm Gretchen

unter den Arm, um ihr auch die Wohnung des Hausherrn zu zeigen.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß Gretchen der bequemen und artigen Einrichtung meiner Wohnzimmer eine besondere Aufmerksamkeit widmete, und daß selbst die etwas zu weit getriebene Sorgfalt für die Gesundheit und Bequemlichkeit des Besitzers, welche hin und wieder sichtbar war, ihr nicht mißfiel. Sie schien ganz eingenommen von der Vorstellung einer behaglichen Häuslichkeit, und schwatzte überaus gemüthlich und angenehm von den hundert kleinen Genüssen, welche das Familienleben auf dem Lande darbietet. Nie hatte ich sie offener und liebenswürdiger gesehen; es war das Hausmütterchen, in der Gestalt und mit dem Betragen einer Grazie. — »Nun, Gretchen,« sagte ich, nachdem ich ihr lange zugehört, »darf ich diesem Hause zu Ihrem Besitze Glück wünschen? Werden Sie gerne hier bleiben?« — »Wer sollte das nicht!« erwiederte sie recht freudig. Ich stand neben ihr, den Arm um ihren Leib geschlungen, als sie dieses sagte, und drückte sie mit einer Regung inniger Zärtlichkeit an mich. — Gleichsam um mich zu zerstreuen,

warf sie einen Blick auf das Porträt, dessen ich vorhin erwähnte. »Wessen Bild ist dieß?« fragte sie. — »Das Bild des Besitzers« — erwiederte ich ohne Absicht. — »Wie?« fiel sie mir in's Wort, »so wär' es doch?« — Ihre Verwirrung ergetzte mich; ich wollte sehen, wie weit es damit kommen könnte. — »Allerdings,« sagte ich ernsthaft, »es ist der Freund, von dem ich mit Ihnen sprach; er hat dieses Haus gebaut, und alles, was Sie hier sehen, so eingerichtet.« — Sie schwieg, und schien eine innere Bewegung unterdrücken zu wollen; plötzlich wandte sie sich hinweg, um mir ein paar Thränen zu verbergen, die sich in ihre Augen drängten. — »Nein!« rief ich, meiner selbst nicht mehr mächtig, »es ist nicht ganz so, liebstes Gretchen! Jener Mann lebt nicht mehr, — ich selbst bin der Besitzer!« — Sie sah mich an mit einem Blicke, worin ein Vorwurf mit einer Aufwallung der Freude kämpfte. »Böser Mann!« sagte sie, mit dem Finger drohend, »mich so zu necken!« und als ich sie besänftigend in meine Arme ziehen wollte, machte sie sich, mit einer halb strafenden, halb verzeihenden Miene, los und eilte davon.

»Sie ist dein,« rief ich entzückt; »das liebenswürdige, bezaubernde Geschöpf ist dein! Ihr Herz hat für dich entschieden; es hat sich wider den Gedanken aufgelehnt, diesen Aufenthalt, der ihr so lieb ist, mit einem Andern, als mit dir zu theilen!« — Still, aber selig träumend, ging ich in meinen Zimmern umher, Gretchen erwartend, die zum Nachtessen wieder kommen sollte. — Sie hatte sich bequem gemacht und ein weißes Korsett angezogen, welches ihr ein noch vertraulicheres Ansehen gab. Unwillkührlich schielte ich nach den Pantöffelchen, welche Paul auf mein Geheiß in ihre Schlafkammer gelegt hatte; aber die Füßchen waren mit züchtiger Strenge beschuht. Nie habe ich die Sittsamkeit so liebenswürdig und so entfernt von aller Prüderie gesehen. Gretchen war an dem Abend besonders gesprächig; ich vergaß mich selbst und meine Wünsche, indem ich, ihrem sinnigen Geplauder zuhörend, an ihrer Seite saß. Die kindliche Unbefangenheit ihres Gemüths theilte sich unvermerkt dem meinigen mit, ich genoß das Vergnügen eines freundlichen Beisammenseins, das durch keinen Affekt und keine Regung der Selbstsucht gestört wird. Ruhig sah ich das holde

Mädchen sich in ihr Schlafgemach zurückziehen, und hörte sie nach einer Weile die Thür abschließen, welche von ihrer Seite in den gemeinschaftlichen Salon führt.

»Keine Absicht und keine Befürchtung stört den Frieden dieser reinen Seele,« sagte ich zu mir selbst, als ich allein war. »Wär' es nicht Sünde, sie durch das Geständniß einer Leidenschaft zu beunruhigen, die sie jetzt noch kaum verstehen, gewiß nicht erwiedern kann? Die Zeit mag vollenden, wofür der Zufall in Kurzem beinahe schon zuviel that. Sind wir doch aus dem wilden Treiben der Welt in die stille Befriedigung der Einsamkeit gerettet! Der schöne Baum der Hoffnung, mit seinen Knospen und Blüthen, hat Wurzel in dem Boden deiner Wünsche geschlagen; laß ihn Kraft gewinnen, und zur Zeitigung gelangen! Ist es nicht auch ein Genuß, die goldenen Früchte wachsen und reifen zu sehen, bis sie, in süßer Fülle schwellend, sich selbst von den Zweigen lösen, und uns freiwillig in den Schooß fallen?« — Mit diesen Gedanken legte ich mich zur Ruhe, und mit einem leisen: »gute Nacht, Gretchen!« sank ich dem Schlaf in die Arme.

13.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als Paul mich mit der Nachricht weckte, daß Max im Vorzimmer sei, um mir seine Aufwartung zu machen. — »Ist er da? — Wie sieht der Junge aus?« sagt' ich, mich ermunternd. — »Wie die Gesundheit und der Frohsinn selbst, Herr! Er ist noch etwas månnlicher geworden; — man kann wohl sagen: ein Bild von einem jungen Menschen! Sie werden eine rechte Freude an ihm haben.« — »So! — Gib mir meinen Schlafrock, Paul, — und laß ihn hereinkommen.« — »Er hat auch unsre Mamsell Gretchen schon gesehen,« fuhr Paul fort, »und ein Langes und Breites mit ihr gesprochen. Die jungen Leute, denk' ich, werden sich gut mit einander vertragen; Herr Max kann nicht Rühmens genug davon machen, wie klug und bescheiden das Mädchen ist. Ja, das wußt' ich wohl; alle Welt muß dem lieben Kinde hold sein!« — »Gut, gut, Paul! Mach' ein Ende, und führe den Max herein.«

»Es ist doch wunderlich,« sagt' ich zu mir

selbst, als Paul fort war, »daß mir bis in den Augenblick das gar nicht einfiel!«

Die Thür flog auf, und Max eilte auf mich zu, mich offen und herzlich willkommen heißend. »Ich dachte schon,« sagte er, »wir wären ganz von Ihnen vergessen, so lange ist's, daß Sie uns nicht besucht haben.« — Ich bemerkte, daß ich erst seit ein paar Tagen von der Reise zurück gekommen sey. — »Uebrigens ist hier alles auch ohne mich recht gut gegangen, wie ich sehe; und Du,« — sagte ich, ihn in die rothen Backen kneipend, — »hast dich, Gottlob! auch nicht abgekümmert.« — Dazu, meinte er, habe man auf dem Lande weder Zeit noch Anlaß; zugleich gab er mir mein Kompliment zurück, denn er fand, ich sey während der Zeit um zehn Jahre jünger geworden. — »Findest du das?« sagte ich lächelnd; »halb und halb kommt es mir selbst so vor, Max.«

Ich erklärte ihm nun, daß ich den Rest des Sommers auf dem Gute zubringen würde, worüber er sehr vergnügt schien. »Ich habe auch an Deine Erleichterung gedacht,« fuhr ich fort; »das junge Frauenzimmer, das Du schon kennen gelernt hast, wie ich höre, — wird künftig die

innere Wirthschaft führen. — Du bist es doch zufrieden, Vetter?« — Er habe immer gewünscht, antwortete er, daß eine weibliche Aufsicht im Hause wäre; Mamsell Berger scheine dazu alle Eigenschaften zu besitzen. — »Nicht wahr, Max? — Und wie gefällt sie Dir sonst? Man kann sie wohl in den Augen leiden; nicht?« — »Sie ist ein schönes Mädchen,« sagte der Junge ganz ruhig, und wurde nicht einmal roth. Ich fand aber doch für gut, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, wozu es nicht an Stoff fehlte, indem mir Max über den Zustand des Gutes und über seine Anstalten zur Verbesserung desselben, umständlich Bericht zu ertheilen hatte.

Maxens Ankunft und der neue Wirkungskreis, worin Gretchen von diesem Morgen an trat, machten auch in meiner Tagesordnung und in meinem gewohnten Umgange mit dem lieben Kinde eine bedeutende Veränderung. Ich sah das fleißige Mädchen jetzt beinahe nur an dem gemeinschaftlichen Tische, wo ich mich außerdem, meines jungen Vetters wegen, nicht so frei wie bisher mit ihr unterhalten konnte. Gretchens Betragen gegen Max war natürlich und

offen, so auch das seinige gegen sie; eine besondere Theilnahme, wie man zwischen zwei so jungen und ausgezeichnet hübschen Personen oft schnell genug entstehen sieht, konnte ich nicht wahrnehmen. Gretchen schien bloß für ihr neues Geschäft Sinn und Aufmerksamkeit zu haben, und Max hatte mir so viel zu berichten, zu zeigen und zu erklären, daß auch ihm keine Zeit für seine schöne Hausgenossin übrig blieb. Es war viel Bewegung, aber für's erste noch keine recht gesellige Zusammenstimmung unter uns.

Ich brachte den größten Theil des Tages damit zu, in Maxens Begleitung meine ziemlich weitläufigen Grundstücke in Augenschein zu nehmen, die sich wirklich in einem trefflichen Zustande befanden. Nachmittag ritten wir in den Wald, auf welchen Max sein Hauptaugenmerk bei seinem Wirthschaftsplane gerichtet hatte. Auf dem Wege dahin gesellte sich der landesfürstliche Oberförster zu uns, ein würdiger Mann, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie freundschaftlich und achtungsvoll der wackre Mann meinen Vetter behandelte. Er sprach mit Beifall von den Einrichtungen und neuen Anlagen, welche Max in den

Wäldern gemacht, und mit Wärme von den Verdiensten, die er, bei'm Ausbruch der Viehseuche im vorigen Herbst, sich um die ganze Gegend erworben habe. »Ich halte sonst nicht viel von gelehrten Oekonomen,« sagte er, »aber das Geld, Herr Brink, das Sie auf den wissenschaftlichen Unterricht des jungen Mannes da verwendet haben, trägt Ihnen und wird einst noch dem Lande gute Zinsen tragen. Für die drei Jahre, die er hier ist, hat er viel geleistet. Sehen Sie zu, Herr, wie Sie Ihren Vetter fest halten; denn ich habe große Lust, ihn Ihnen für den landesfürstlichen Dienst abwendig zu machen.« — »Nun, wenn es zum Glücke meines Vetters ausschlägt,« — sagte ich; aber Max unterbrach mich mit einiger Heftigkeit: »Der Herr Oberförster scherzt nur; er weiß recht gut, wie ich in diesem Punkt denke.« — »Ja, ja, ich weiß es,« sagte der Alte lächelnd. »Den macht man Ihnen nicht abwendig, Herr Brink! Er hat ein dankbares Gemüth, und mir zu oft selbst gesagt, was er Ihnen schuldig ist.« Damit verließ uns der Oberförster, und wir ritten tiefer in's Holz.

Alles, was ich in dem Walde sah, bestätigte

das rühmliche Zeugniß des Oberförsters. Die Pflanzungen hatten seit einem Jahre beträchtlich gewonnen, der Holzschlag war im besten Gange, und die neue Verbindung mit den Schleusen verdiente musterhaft genannt zu werden. Zugleich war das Nützliche überall mit dem Schönen verbunden; mein kleiner Forst hatte beinahe das Ansehen eines wohlgepflegten Parkes. Um so auffallender war mir eine noch ganz verwilderte Stelle, ungefähr in der Mitte des Waldes. Ich war im Begriff, nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen, als ich Max mit düstern und scheuen Blicken sich hinweg wenden sah, und mich erinnerte, daß dieß der Ort sey, den er sich von mir zu einem Denkmahl für seinen armen Vater erbeten hatte. Der Unglückliche war vor zwölf Jahren verloren gegangen, und hatte, man weiß nicht wo, seinem verworrenen Leben wahrscheinlich selbst ein Ende gemacht. Es scheint, daß Max noch immer nicht mit sich einig werden konnte, auf welche Weise er ein so theures und schmerzliches Andenken, hier, in seiner übrigens so heiteren Schöpfung, erhalten sollte.

Wir fanden am Ausgange des Waldes ei-

nen Knecht, dem wir unsere Pferde übergaben, um den Rückweg zu Fuß über die Wiesen zu nehmen, auf welchen in der künftigen Woche die Heuernte anfangen sollte. Es ward ziemlich spät, bis wir zu unserem Hause kamen; zur Abkürzung des Weges gingen wir daher durch des Müllers Garten über den Steg, dessen ich schon einmal gedacht habe. Nicht ohne ein kleines Grausen und ohne mich an Max zu halten, konnte ich den gefährlichen Steg zurücklegen; denn unter ihm brauste der Waldstrom, und stürzte mit reißender Gewalt auf die Mühlräder, von deren lauten Schlägen der morsche Bau erzitterte.

Eine kurze Abendunterhaltung an dem gemeinschaftlichen Tische beschloß diesen geschäftigen Tag. Die Rede fiel auf die Waldkultur, die mir auf einmal interessant zu werden anfing. Gretchen mischte sich bescheiden in das Gespräch, und überraschte Maxen durch die Richtigkeit ihrer Bemerkungen. »Du weißt noch nicht,« sagte ich, »daß Gretchen eine geborene Forstmännin ist; sie hatte mich schon halb und halb zu deinem Lieblingsfache bekehrt, eh' ich hierher kam.« Diese Entdeckung, so wie man-

cher Zug, den ich von Gretchen erzählt hatte, schien einige Annäherung zwischen den jungen Leuten zu bewirken, was mir nicht entging, aber bei der Offenheit ihres Benehmens ganz unbedenklich vorkam. Weil am nächsten Tage Sonntag war, erbot sich Max, Gretchen in die, eine halbe Stunde entfernte, Kirche zu führen; ich versprach, ihnen dahin zu folgen, und entließ, ziemlich ermüdet und schläfrig, meine Gesellschaft.

14.

Der Kirchgang war belebter und feierlicher, als ich vermuthet hatte; denn als ich den jungen Leuten in meiner Kalesche nachgefahren kam, zeigte sich, daß eben Kirchweihe gefeiert wurde. Um sie dem Gedränge zu entziehen, nahm ich Gretchen auf dem Rückwege in meinen Wagen. Ich war in vier und zwanzig Stunden nicht so eng' und vertraulich mit ihr beisammen gewesen, und fühlte um so lebhafter, wie nahe sie mein Herz anging. Sie war freundlich, beinahe weich, schien aber zuweilen zerstreut, was ich dem uns umgebenden Gewühle zuschrieb. Auf einige hingeworfene Fragen gab sie mir

nur halbe oder unpassende Antworten; da ich sie darüber halb scherzend zur Rede stellte, und dabei tändelnd ihre Hand drückte, entschuldigte sie sich leicht erröthend, und erwiederte, kaum merklich, meinen Händedruck.

»Hat Sie Max so ernsthaft gestimmt?« fragte ich, ohne Arges darin zu suchen. — »Ein wenig mag er wol Ursache davon seyn,« erwiederte sie. — »Wie, Kind?« sagte ich, ziemlich betroffen. — Sie erzählte mir nun sehr treuherzig, daß sie auf dem Gange nach der Kirche einen Theil von Maxens Jugendgeschichte erfahren habe: — von dem unglücklichen Ende seines Vaters; von der Hülflosigkeit seiner frühern Jahre; von dem, was nachher ich für seine Erhaltung und seinen Unterricht gethan; von seiner Anhänglichkeit an mich, und von seinen jetzigen glücklichen Verhältnissen. Sie sey durch die Aehnlichkeit ihrer Schicksale innig gerührt worden, und sie leugne nicht, daß ihr Max durch dieses alles recht lieb geworden, aber — noch lieber der, dem er und sie so viel zu verdanken hätten. — Sie zog, indem sie dieses sprach, meine Hand an ihr Herz, und aus ihren überquellenden Augen fielen ein paar Thrä-

nen darauf. — »Mein Kind!« sagte ich, innigst bewegt, »Sie wissen nicht, daß dieser Augenblick mich reicher belohnt, als Alles werth ist, was ich je für Sie und ihn thun kann.«

Die Zweifel, welche über Gretchens Gesinnung augenblicklich in mir aufgestiegen waren, verschwanden eben so bald wieder; vielmehr glaubte ich meines Glückes mehr als jemals versichert zu seyn. Max selbst war ja ein neues Band zwischen uns geworden; und so bestand mein Vertrauen in die beiden Lieblinge meines Herzens neu befestigt und völlig hergestellt.

Der Mittag gehörte zu den frohesten, welche ich, in lieber, kleiner Gesellschaft, jemals zugebracht habe. Max war anfangs etwas still, nahm aber bald an meiner und Gretchens aufgeweckten Laune Theil. Ich schlug vor, daß wir gegen Abend auf das Kirchweihfest fahren, und daß Gretchen mit Max einen ländlichen Tanz machen solle. Nach Tische setzte sich Gretchen an das Klavier. In meiner humoristischen Stimmung fiel mir ein, meinem Vetter, der eben kein starker Violinspieler ist, zuzumuthen, sie bei einer Sonate zu accompagniren. Er that es nach einigem Widerstreben. Es ließen sich

bald einige falsche Griffe und kratzende Töne vernehmen. Gretchen sah ein paar Mal gutmüthig verweisend auf Max zurück; als aber ich und er selbst darüber zu lachen anfingen, stimmte sie munter in unsere Lustigkeit ein, und spielte unbekümmert fort, bis das drollige Koncert unter allgemeinem Gelächter ein Ende nahm. — »Ich habe mich selbst zum Besten gegeben,« fing Max nach einer Pause an, »weil ich sah, daß meine Ungeschicklichkeit Sie wirklich belustigte; aber von heute an bitte ich, die Violine nicht mehr anrühren zu dürfen.« — »Was fällt dir ein?« sagte ich. — »Ich würde fürchten,« fuhr er fort, »Mamsell Gretchens seelenvolles Spiel mit jedem Striche zu verderben, ja ihr die Musik selbst zu verleiden, und schon diese Furcht macht es mir unmöglich, die Geige je wieder in die Hand zu nehmen.« — »Nicht doch!« rief Gretchen lächelnd. — »Ich weiß, was ich sage!« antwortete Max sehr bestimmt; »die disharmonischen Töne, die uns heute so viel zu lachen machten, werden oft noch recht ernsthaft in mir nachklingen.« — »Sieh, sieh!« sagte ich leise für mich, »das ist eine Zartheit,

die ich dem jungen Forstmanne kaum zugetraut hätte!«

Wir fuhren schon frühzeitig zum Kirchweihfest. Max hatte seine Forstuniform angezogen, und saß, neben unserer Kalesche herreitend, recht stattlich auf seinem Pferde. Auf halbem Wege kam uns ein Zug von Bauernjungen mit einer bunt ausgeschmückten Kirchweihstange entgegen, um welche sie fröhlich herumsprangen, lärmten und musicirten. Der Weg war nicht der beste und verengte sich gerade, wo wir mit dem Zuge zusammentrafen. Max wollte ausweichen und über einen Graben am Fahrwege setzen. Da wurde sein Roß scheu, und machte einen falschen Sprung, so, daß er zu stürzen drohte. — »Ach!« hörte ich Gretchen erschreckt ausrufen; aber der Angstschrei lös'te sich in ein Lächeln der Zufriedenheit auf, denn der junge Mann saß fest und sicher, und sah von seinem beruhigten Gaule munter nach uns zurück. — »Er ist ein geschickter Reiter,« sagte sie mit merklichem Wohlgefallen. — »Und sieht recht gut aus,« setzt' ich hinzu; »nicht wahr, Gretchen?« — Sie wurde roth, oder ich bildete es mir wenigstens ein. — »Paul hat Recht,« dachte ich;

»der verdammte Junge ist wirklich bildschön!«

Max hob Gretchen, und dann auch mich aus dem Wagen, als wir vor dem Wirthshause ankamen. Aus dem geräumigen, festlich verzierten Hofe schallte uns die Tanzmusik und das frohe Getümmel der Landleute entgegen. Unser Eintritt erregte Aufmerksamkeit, denn wir waren die ersten Städter, die bei dem Feste erschienen. Aber noch mehr Bewegung entstand, als Max von einigen der Umstehenden erkannt wurde. »Herr Max ist hier. — Willkommen Herr Max!« hörte ich von mehreren Seiten rufen. Alte und junge Leute kamen auf ihn zu und schüttelten ihm treuherzig die Hände. Mir und meiner Begleiterin ward viele Ehre erwiesen, als er uns den Leuten vorstellte; Gretchen besonders gewann bald die allgemeine Theilnahme, denn man schien sie für Maxens Geliebte zu halten.

Es half kein Weigern, Max mußte die erste Menuet mit ihr eröffnen. Alles stand umher, »das schöne Paar« tanzen zu sehen; ich selbst mußte gestehen, daß Max, auch seiner reizenden Tänzerin gegenüber, sich noch ganz wohl ausnahm. Die Musik ging in das Tempo der

Deutschen über, und Max flog mit Gretchen an mir vorbei unter dem lauten Jubel der Zuschauer. Die jungen Paare schlossen sich an, bald war die Lust und die wirbelnde Bewegung allgemein. Nach einigen Touren, welche Gretchen mit Max gemacht hatte, gab sie einem jungen Bauernburschen die Hand, der jauchzend nach Ländlerart mit ihr zu drehen anfing. Es war der Lieblingstanz ihrer Heimath; mit grazienhafter Leichtigkeit führte sie die kühnen, oft muthwilligen Figuren und Wendungen aus, aber die Sittsamkeit schien jede ihrer Bewegungen, und selbst den Faltenwurf ihrer Kleidung zu bewachen, indeß der kindlichste Frohsinn aus ihrem offenen Gesichte lachte. Ich war in den Anblick verzückt; ungern sah ich, daß Max mit ernstem Lächeln sie anhielt, indem er sagte: »es ist zu viel!« — Gretchen kam, von der Bewegung und von Freude glühend, auf mich zu, und hing sich an meinen Arm. Das Herz schlug mir mächtig; ich führte sie aus dem Gedränge, um mich und sie durch einige Züge frischer Luft in dem Garten zu erquicken.

Max war uns gefolgt. Er scherzte über Gretchens übertriebene Neigung zum Tanze,

konnte aber, als wir uns der Musik wieder nä-herten, sich dennoch nicht enthalten, sie noch zu einem Walzer mit ihm aufzufordern. Lachend gab sie ihm die Hand, und hüpfte in die Reihen. Nach wenig Augenblicken sah ich sie, von Max umschlungen, unter den Tanzenden dahin schweben. Sie schienen beide von der Musik getragen zu werden; Gretchens Auge hing an den Feuerblicken des kräftigen Jünglings, der, sich selbst und seine Umgebung vergessend, fünf bis sechs Mal die ganze Länge des Tanzbodens mit ihr durchflog.

»Es ist genug, Kinder!« rief ich ihnen zu, als sie an mir vorbei kamen; und, wie aus einem tiefen Traume geweckt, traten sie schnell und etwas betroffen aus dem Kreise. — »Es wird dunkel,« fuhr ich fort; »wir wollen nach Hause, Max!« — Ohne Widerrede ging er, unsern Kutscher zu suchen, und ließ sein Pferd vorführen. Ich stieg mit Gretchen in die Kalesche, und stiller, als nach so lebhaften Eindrücken zu vermuthen war, kamen wir vom Kirchweihfeste wieder auf meinem Landhause an.

15.

»Es ist natürlich,« sagte ich mir selbst, als ich Nachts allein auf meinem Zimmer war, »daß die jungen Leute Gefallen an einander finden. Liebe kann noch nicht im Spiele seyn, aber es würde geschehen, wenn es so fortginge; auch das ist natürlich. — Du mußt ein Ende machen, Samuel, ohne weitern Verzug. Die Unbestimmtheit der Verhältnisse taugt überall nicht. — Sie ist dir gut; Dankbarkeit und Pflicht werden der Neigung zu Hülfe kommen, und gegen diese dreifache Schutzwehr wird ein flüchtiger Geschmack, eine Regung der unverwahrten Sinne kaum anzukämpfen wagen. — Mach' ein Ende, Samuel! du hast dich lange genug besonnen.«

Am andern Morgen befahl ich Paul, Anstalt zu machen, daß wir gleich nach Tische in die Stadt fahren könnten. Ich sah Gretchen den ganzen Vormittag nicht; sie hatte in der Wirthschaft zu thun. Max war auf dem Felde, wo der Anfang mit der Heuernte gemacht wurde. Bei Tisch erschien Gretchen allein. Ich fand sie so unbefangen als jemals, und vergaß über

ihren heiteren Gesprächen beinahe den ernsthaften Zweck, der mich auf einen oder zwei Tage von ihr trennen sollte. Als sie hörte, daß ich in die Stadt ginge, bat sie mich, ihr, nebst ihren übrigen Kleidern, die Papiere zu bringen, die sie in ihrem Koffer zurückgelassen hätte. — »Was für Papiere sind das?« fragte ich. — Einige Schriften, welche zum Proceß ihrer Tante gehörten, war die Antwort, mehrere Briefe, die ihr besonders interessant wären, und ihr Taufschein. — »Ihr Taufschein?« rief ich; »das ist mir lieb!« aber ich faßte mich schnell, und setzte lächelnd hinzu: »Soll ich das Alles durchstöbern? Fürchten Sie nicht, Gretchen, mir Ihre Geheimnisse zu verrathen?« — »Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen« erwiederte sie mit dem Tone des herzlichsten Vertrauens, indem sie mir die Schlüssel zu ihrem Koffer übergab. — Ich war innig gerührt. »Möge es immer so bleiben, liebes, liebes Kind!« sagte ich, indem ich ihre Hand an meine Lippen drückte, und ging schnell fort, um mich in meinen Wagen zu werfen.

Ich stieg in der Stadt bei meinem Freunde, dem Doktor Morbach ab, den ich ersucht hatte, Brigitten in meiner Abwesenheit zu verabschie-

den, und ihr einen Jahreslohn unter der Bedingung auszuzahlen, daß sie sogleich auf vierzehn Tage in ihre Heimath reis'te, und vor ihrer Zurückkunft weder meinen noch Gretchens Namen vor einem Menschen ausspräche. Er lachte, als ich zu ihm kam, und versicherte, mein Auftrag sey pünktlich vollzogen. — »So ist die Luft in meinem Hause rein,« sagte ich, »und ich kann meine Braut in die Stadt bringen, wann ich will.« — »Ihre Braut?« rief der Doktor im höchsten Erstaunen; »Braut! Ist's möglich?« — »Keine Ausrufungen, lieber Doktor, wenn ich bitten darf, und keine juristische Schwierigkeiten! Seyen Sie so gut, mir einen bündigen Ehe-Kontrakt aufzusetzen. Hier sind die Hauptpunkte, Heirathsgut und Witthum betreffend. Der Name der Braut ist Margarethe Berger.« — »Berger? Margarethe Berger? Derselbe Name, den Jungfer Brigitte nicht nennen sollte?« — »Derselbe! Und den ich auch Sie bitte nicht zu nennen, so wenig als meiner Heirath Erwähnung zu thun, bis sie vorbei ist.« — »Brink! Lieber Freund Brink!« sagte Morbach, den Kopf schüttelnd — »Liebster Doktor!« war meine Antwort, »ich

Bayerische Staatsbibliothek München

weiß, was Sie sagen wollen. Ich habe mir die Sache überlegt; vielleicht hätte ich besser gethan, vor fünf und zwanzig Jahren daran zu denken: aber damals kannte ich Gretchen Berger nicht, oder vielmehr sie war noch nicht in der Welt.« — »Eben deßwegen, Freund!« — »Genug,« fiel ich ihm in's Wort, und wandte mich zum Weggehen; »wenn Sie den Kontrakt nicht aufsetzen wollen, so thut es ein Anderer; auf Ihre Verschwiegenheit rechne ich.« — »Warten Sie doch, Freund! Sie vergessen die Schlüssel zu Ihrer Wohnung, die ich Brigitten abforderte.

Morbach brachte mir lächelnd die Schlüssel; zugleich erklärte er sich bereit, die Ehestiftung zu entwerfen. »Wann soll denn die Trauung seyn?« fragte er. — »In acht Tagen, Herzensdoktor!« — »Da brauchen wir Dispensation wegen des Aufgebots; die Einwilligung des Vormunds muß schriftlich vorliegen.« — »Ich schreibe ihm heute noch. Einwendungen sind nicht zu erwarten; in vier Tagen kann die Antwort hier seyn.« — »Gut!« sagte Morbach ziemlich ernsthaft; »den Taufschein der Braut, und was sonst noch nöthig ist, hole ich mir morgen selbst bei Ihnen ab.«

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich verließ den Doktor sehr vergnügt, und fuhr eiligst nach Hause, um sogleich an Gretchens Vormund zu schreiben. Paul war seit dem frühen Morgen in einer drolligen Unruhe. Er hätte gern gewußt, was ich vorhatte, scheute sich aber doch, mich danach zu fragen. Als er indeß sah, daß Brigitte abgezogen sey, wurde er sehr aufgeräumt, und that unverlangt, was er mir nur an den Augen abzusehen glaubte. »Soll ich nicht die Stube gleich scheuern, und ein wenig hübscher ausmalen lassen?« fragte er; »es kann ein recht artiges Zimmer für das liebe Mädchen werden, wenn sie zuweilen zu uns in die Stadt kommt.« — »Laß das noch, Paul!« sagte ich; »es wird sich schon ein Zimmer für Gretchen finden.«

Den Abend brachte ich sehr angenehm mit Gretchens Papieren zu, welche ich aus ihrem Koffer zu mir genommen hatte. Ich fand mehrere Briefe ihrer Tante, und drei oder vier von ihrem verstorbenen Lehrer darunter, einem alten Geistlichen, von welchem sie mir einige Mal mit großer Liebe und Dankbarkeit gesprochen hatte. Beide schienen treffliche Menschen gewesen zu seyn; ich erkannte nun um so deutli-

cher, wie das seltene Mädchen in solcher Umgebung werden konnte, was sie war. Endlich fiel mir auch der Taufschein in die Hände; er war in weißes Papier eingeschlagen und mit Gretchens Namen, von ihrer eigenen zierlichen Hand, überschrieben. Nie habe ich eine Urkunde mit größerer Theilnahme, ja mit einer so andächtigen Empfindung, betrachtet. Es schien mir eine Anweisung auf meinen Antheil irdischen Glückes. »Als sie in's Dasein trat,« sagte ich zu mir selbst, »erneuerte und verjüngte sich das meinige; sie ward geboren, damit ich nicht umsonst gelebt hätte.«

Am andern Morgen währte es mir zu lange, bis der Doktor kam. Ich ging also, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, wodurch es geschah, daß wir einander verfehlten. Als ich wieder nach Hause kam, hörte ich, er sey inzwischen da gewesen und habe die Nachricht hinterlassen, daß ein dringendes Geschäft ihn auf das Land rufe, von wo er nicht vor dem nächsten Mittage zurückkehren werde. — Was blieb mir zu thun übrig, als mich in Geduld zu fassen, so schwer es mir auch fiel? Paul konnte nicht begreifen, worüber ich so übellaunig war, und

warum ich nicht geraden Weges auf unser Gut zurückfuhr, nach welchem ich einige Mal überlaut geseufzt hatte. Damit nur die Zeit verginge, trieb ich mich in zwanzig Fabriken und Kaufläden herum, ließ mir eine Menge Dinge zeigen, die ich nicht nöthig hatte, und kaufte Manches, mitunter auch Unnützes, zu Gretchens Ausstattung. »Mein Seel, Herr!« sagte Paul, als ich mit der dritten Ladung angefahren kam, »ich glaube, Sie wollen eine Krambude oder eine Lotterie von Putzsachen anlegen; das kann ja Mamsell Gretchen in zehn Jahren nicht gebrauchen.« — »Schweig, Paul!« sagte ich kurz und verdrießlich; denn ich fühlte, daß ich dem Alten nicht viel Kluges zu antworten hätte.

Der sehnlich erwartete Mittag kam, und Morbach brachte den Entwurf der Ehestiftung, in bester Rechtsform aufgesetzt. Nun gab es aber neue Schwierigkeiten wegen der Dispensation. Ich mußte mich entschließen, noch einen Tag in der Stadt zu bleiben. Meine Ungeduld stieg auf's Aeußerste. Am dritten Nachmittage, seit meiner Trennung von Gretchen, ward endlich die Bewilligung zur Trauung ausgefertigt; ich nahm von meinem Freunde Mor-

bach Abschied, und fuhr, mit Allem versehen, was meinen Wünschen günstig seyn konnte, wieder zu den Thoren der Stadt hinaus.

16.

Das Dach meines Landhauses blinkte mir im Strahl der Abendsonne entgegen. Ein armer Hirtenknabe blies, so gut er konnte, den Kuhreihen, indem ich vorbeifuhr, und wiederholte sein Kunststück, zum Dank für die Scheidemünze, welche Paul ihm zuwarf. Aus der Ferne klang die Weise ziemlich angenehm, und stimmte harmonisch zu den Gefühlen der Sehnsucht, die meine Brust bewegten. Als wir zu der Wasserfuhrt nah an meinem Hause kamen, sahen wir Bauersleute aufwärts am Bache stehen, noch mehrere am Steg oberhalb der Mühle. Der Steg, wie wir bemerken konnten, war zur Hälfte eingebrochen. Ich erinnerte mich augenblicklich an den gefährlichen Gang, den ich vor ein paar Tagen darüber gemacht hatte. Vor meinem Hause, in dessen Thor wir eben fahren wollten, standen auch Landleute, meist Weiber und Kinder. Eine meiner Mägde kam weinend zu ihnen heraus.

»Da ist ein Unglück geschehen!« rief Paul; und ich, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, sprang aus dem Wagen, eh' er noch still hielt. »Was ist's? Was ist's?« rief ich, mich durch die Leute drängend. — »Ach!« hört' ich Jemand sagen, »Mamsell Gretchen ist mit dem Steg in den Bach gestürzt.« — »Und ist doch gerettet?« stammelte ich; — meine Knie brachen mir, ich war auf dem Punkt niederzusinken. — »Herr Max,« sagte die Magd weinend, »hat sie mit Gefahr seines Lebens herausgezogen, eh' der Schwall des Wassers sie in die Mühlräder riß. Wir haben sie hinauf, in ihr Bett gebracht, aber sie gibt kein Lebenszeichen seit einer Viertelstunde schon.«

Paul und ein junger Bauer führten, oder trugen mich vielmehr, über die Treppe nach Gretchens Zimmer, wohin ich verlangte. Sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, in warme Tücher eingeschlagen, farblos und ohne sichtbares Lebenszeichen. Max stand am Haupt des Bettes, ihre Gesichtszüge mit gespannnter Aufmerksamkeit betrachtend und ihre Schläfe sanft streichelnd, während zwei Mägde damit beschäftigt waren, ihr die Füße zu reiben. — »Sie ist

nicht todt,« sagte Max, da er mich, auf Paul gestützt, leichenblaß vor sich stehen sah. »Sie kann nicht todt seyn,« setzte er leiser hinzu; »ihre Hände und Schläfe sind warm, und ich glaube von Zeit zu Zeit eine leise Regung ihres Pulses zu fühlen.«

In dem Augenblicke trat der Arzt aus dem nächsten Marktflecken in das Zimmer. Er bestätigte, nach der ersten Untersuchung, Maxens Vermuthung, und ordnete Einiges zur weiteren Behandlung der Scheintodten an. Ich hatte mich auf einen Stuhl niederlassen müssen, und erwartete mit unbeschreiblicher Bangigkeit den Ausgang der Sache. Plötzlich hörte ich Max aufschreien: »Sie lebt! Sie schlägt die Augen auf!« — Ich stürzte auf ihn zu, und drückte ihn sprachlos in meine Arme.

Der Arzt bedeutete uns, still zu seyn, weil die Kranke noch nicht ganz zur Besinnung gekommen wäre. Wir zogen uns behutsam zurück, indem wir unsere Freude, so viel als möglich, unterdrückten. Gretchen lag eine Weile mit offenen, gerade aufwärts sehenden Augen; ihre Wangen fingen an, sich zu färben; endlich wandte sie Gesicht und Blicke nach unserer

Seite. — »Max!« rief sie, ihm ihre Hand freundlich entgegenstreckend. Der junge Mensch eilte auf sie zu, und küßte die ihm dargebotene Hand mit großer Innigkeit. Auch ich war näher getreten; sie wurde mich gewahr und reichte mir die andere Hand hin. »Er hat mir das Leben gerettet,« sagte sie, mit dem Kopf gegen Max nickend; »es war ein grauser Tod, der mir drohte, lieber Herr Brink!« — »Sie leben,« sagte ich, ihre Hand an meine Lippen drückend, »Sie sind uns wiedergegeben, theures Gretchen! Er hat Anspruch auf Alles, was ich besitze; nie kann ich ihm lohnen, was er heute that.« — Gretchen wurde wieder blässer; ihr Athem schien noch nicht frei. Der Arzt verlangte, daß wir uns entfernten; eine Stunde Ruhe sey für Gretchen nun das Nöthigste. Ich nahm Maxen mit mir, und ließ den Arzt mit den Mägden bei der Kranken zurück.

Von Max erfuhr ich jetzt, wie der Unfall begegnet, und durch welches Wunder er selbst im Stande gewesen sey, das holde Geschöpf zu retten. Die Mäher waren seit Tagesanbruch auf der großen Wiese beschäftigt, welche jenseits des Baches, ein paar hundert Schritte über der

Mühle liegt. Max hatte den Arbeitern verboten, über den Steg zu gehen, von dessen gebrechlichem Stande er neuerdings überzeugt worden, und hatte dem Müller, wie vorher schon oft, noch heute früh dringend angelegen, den gefährlichen Bau sogleich abtragen zu lassen. Nach Mittag war Gretchen über die obere Brücke auf die Wiese gekommen, und dort geblieben. Später hatte indessen Max, von einer unerklärbaren Unruhe getrieben, die Wiese verlassen, und war noch einmal in die Mühle gegangen, wo er den fahrlässigen Mann endlich vermochte, ihm zu folgen, um den Schaden selbst in Augenschein zu nehmen. Als sie aus der Mühle traten, erblickte Max zu seinem Schrecken Gretchen auf dem schwankenden Steg, und einen Moment nachher sah er sie mit den morschen Bretern in die Tiefe stürzen. Einige Augenblicke war Gretchen, welche Maxen noch im Fallen bemerkt zu haben schien, und der er, nur den Rock von sich werfend, schnell nachsprang, über dem Wasser sichtbar: aber bald riß der Strudel sie hinab, so, daß sie Max, der sich selbst nur mit großer Anstrengung über dem Strom erhielt, ein paar Minuten gar nicht sah, und schon verloren

glaubte. Endlich tauchte, unfern von ihm, eine Hand empor; mit Mühe erreichte er sie, und seine letzten Kräfte aufbietend, gelang es ihm, sie schwimmend an's Ufer zu ziehen. Hier halfen ihm die Knechte des Müllers, dessen Geschrei sein ganzes Haus um ihn versammelt hatte, Gretchen auf einen nahen Rasenplatz bringen, bis sie später, noch ganz leblos, von Max und den herbeieilenden Mägden, auf ihr Zimmer getragen wurde.

Ich fiel dem wackeren Jungen noch einmal um den Hals, und überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Liebkosungen. Aber meine eigenen Kräfte waren durch die furchtbare Gemüthsbewegung erschöpft; ich mußte mich auf mein Ruhebett legen, um mich zu erholen. Nach einer Stunde ungefähr, sagte man mir, daß Gretchen nach mir und Max verlangt habe. Ich traf den letztern schon an ihrer Seite, ihre Hand in der seinigen haltend. Gretchen rief mir zu, als sie mich eintreten sah, und nöthigte mich freundlich, auf ihrer anderen Seite Platz zu nehmen. Die ganze Heiterkeit und Energie ihrer himmlischen Seele waren zurückgekehrt, aber ihre körperlichen Kräfte schienen noch etwas schwach

und niedergedrückt, was besonders an dem öfteren Wechsel ihrer zarten Gesichtsfarbe merkbar wurde. Mit großer Ruhe sprach sie von dem erlittenen Unfalle, und entwickelte sehr deutlich den Gang ihrer Vorstellungen und Empfindungen, so weit sie sich derselben bewußt war. Sie glaubte, ihre volle Besinnung erst verloren zu haben, als sie an das Ufer gebracht wurde. »Ich war gewiß,« sagte sie, »daß mir Max nahe sey, und daß er mich retten würde.« Das furchtbare Brausen der Mühlräder habe sie übrigens auch unter dem Wasser vernommen, und dieß sey der letzte Eindruck vor ihrer Ohnmacht, dessen sie sich erinnere. Ehe sie ihrer äußeren Sinne wieder mächtig gewesen, sey sie sich bewußt geworden, daß sie gerettet sey und in ihrem Bette liege; es sey ihr vorgekommen, Max stehe über ihrem Haupte, und sie höre ihn von Zeit zu Zeit sprechen; auch meinen Eintritt habe sie bemerkt, und sey durch meinen stummen Schmerz sehr geängstigt worden, aber sie habe sich weder regen, noch ihre inneren Anschauungen mit Worten oder Zeichen ausdrücken können. — »Lieber Herr Brink,« sagte sie, indem sie meine Hand ergriff, »ich habe auch nachher gesehen,

wie tief Sie von meinem Unfalle ergriffen waren. Sie sind so gut; bin ich denn Ihrer Theilnahme werth?« — Ich konnte nicht sprechen, sondern ließ mein Angesicht auf ihren Arm sinken, den ich unbemerkt mit zärtlichen Küssen bedeckte.

Nach einer Weile stand ich auf. »Das Alles,« sagte ich, »greift Sie zu sehr an, liebes Gretchen! Wir wollen Sie für heute der Ruhe überlassen. Morgen früh, wenn Sie gut geschlafen und sich ganz erholt haben, werde ich Sie besuchen. Ich habe Allerlei für Sie aus der Stadt mitgebracht, was ich Ihnen zeigen will. Gute Nacht, liebes Kind!« Zugleich gab ich Max einen Wink, mir zu folgen, und verließ mit ihm Gretchens Schlafgemach.

17.

»Ist deine Mamsell aufgestanden?« fragte ich die Magd, die eben aus Gretchens Zimmer kam, da ich früh am Morgen über den Vorsaal ging. »O ja, Herr!« war die Antwort; »und sie befindet sich recht wohl.« — Ich pochte leise an der Thür, und trat hinein, da ich nicht antworten hörte. Gretchen stand in ihrem Nacht-

Korsett am offenen Fenster, mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt, und trillerte ein Liedchen in den Garten hinaus. Sie hatte mich nicht kommen hören, sondern blieb nachlässig im Fenster gelehnt, indem sie mit dem einen Fuße den Takt zu ihrer Melodie leise anschlug. Ich sah, daß es meine Pantöffelchen waren, mit denen sie auf dem Boden klapperte. Alle meine heitersten Gedanken und Wünsche wurden in dem Augenblick rege, und indem ich mich ihr unbemerkt genähert hatte, umfaßte ich ihren schlanken Leib, so, daß sie, sich umwendend, gerade in meinen Armen lag. — »Sie haben mich wirklich erschreckt,« sagte sie, über und über erröthend, indem sie sich von mir losmachte; »ich bin noch kaum angezogen.« — »Kein Anzug kleidet sie besser als dieser, Gretchen!« erwiederte ich, »und glücklich der, welcher ein Recht hat, Sie immer so zu sehen.« — Sie ging vom Fenster weg, und bat mich, zu sitzen, während sie selbst in einiger Entfernung von mir stehen blieb. — »Wissen Sie,« fing sie nach einer Weile an, »daß mir heute Nacht von Ihnen geträumt hat? Wir machten wieder eine Reise mit einander, und zwar eine sehr weite, denn

wir gingen sogar über See, und fuhren durch Klippen und Stürme hin; aber am Ende war alles gar still und freundlich, und wir kamen in ein schöneres Land, als ich mir je eines vorgestellt habe.« — »Dieser Traum,« erwiederte ich, »könnte erfüllt werden; ja, ich hoffe gewiß, er wird es, und ich nehme ihn als eine gute Vorbedeutung an. — Setzen Sie sich zu mir, liebes Gretchen!« — Sie that es. »Ich möchte doch nicht,« sagte sie, »daß der Traum in Erfüllung ginge; denn ich bin gerne hier, wo ich Alles um mich habe, was mir lieb ist.« — »Desto besser, mein Kind! Auch brauchen Sie Ihre Stelle nicht zu verlassen; die Reise, die Ihnen im Traume vorkam, ist — die Lebensreise, und hier können Sie sie vollenden. — Wollen Sie mich heirathen, liebes Gretchen? — »Ach Gott!« rief sie, — »darauf war ich nicht gefaßt, mein theurer Herr!«

Sie wurde abwechselnd blaß und roth, und sah mich mit scheuen, aber nicht untheilnehmenden Blicken an. Eine mächtige Empfindung schien ihr Inneres zu bewegen; sie wollte einige Mal sprechen, vermochte es aber nicht. Nach einer längeren Stille sagte ich: »Geliebtes Mäd-

chen! Ich wollte Sie nicht überraschen; eben so wenig möcht' ich Sie zu etwas überreden, was nur das Werk Ihrer freien Entschließung seyn darf. Wie ich bin, haben Sie gesehen; was ich Ihnen seyn kann, muß Ihnen Ihr Herz sagen. Gehen Sie mit sich selbst zu Rathe; in einigen Tagen geben Sie mir Antwort.« — »Nehmen Sie dieß,« setzte ich hinzu, indem ich einen Ring mit einem einfachen Smaragde hervorzog, »zum Andenken dieser Stunde. Er trägt die Farbe der Hoffnung, aber er verbindet Sie zu nichts. Sie werden diesen Ring, der nun der Ihrige ist, einst mir, oder — einem Andern geben; wer ihn von Ihnen erhält, wird glücklich seyn.« — Mit diesen Worten stand ich auf und ging fort, ohne eine Antwort abzuwarten.

Paul sah mich forschend an, als ich auf mein Zimmer zurückkam. Die heftige Erschütterung, worin er mich bei Gretchens Gefahr erblickt hatte, schien ihm unerwartet Aufschluß über Alles, was um ihn vorging, gegeben zu haben. Er errieth meine Absicht, und schien selbst nicht ruhig dabei zu seyn. Obgleich ich nicht gern beobachtet bin, war mir Pauls Zuthätig-

keit doch nicht unangenehm, denn ich glaubte, ihn milder und theilnehmender zu finden, als sonst. »Wollen Sie nicht ein wenig um die Felder reiten, Herr?« sagte er, da er mich unbeschäftigt, und ziemlich ernst in meinem Zimmer herumgehen sah; »es ist ein herrlicher Morgen, und die Leute sind recht fröhlich draußen beim Heumachen.« — »Du hast Recht, Paul; laß mir den Braunen satteln.« — Als ich in den Hof hinabstieg, kam mir Max entgegen, der schon vom Felde zurückkehrte. Er grüßte mich recht munter, und da ich fragte, wo er hingehe, antwortete er offen, er wolle sehen, wie Gretchen geschlafen habe. — »O, sehr gut,« erwiederte ich, »grüße sie von mir;« und nachdem ich mich auf meinen Gaul geschwungen, ritt ich zum Thore hinaus.

Der schöne Morgen und die Heuernte, obschon sich das Volk rüstig genug dazu anstellte, wollten keine rechte Wirkung auf mich thun. Ich ließ mein Roß ziemlich zerstreut und nachlässig gegen den Wald hinschlendern, als mir der Oberförster aufstieß, und mich durch einen wackeren Weidmannsgruß aus meiner Träumerei weckte. Er fragte mich nach Gretchens Be-

finden; denn er hatte das Mädchen während meiner Abwesenheit kennen gelernt, und ihren gestrigen Unfall erfahren. »Der gute Max,« sagte er, »muß außer sich gewesen seyn; denn ich habe wol gemerkt, daß die jungen Leute einander lieb haben.« — »Das ist natürlich!« erwiederte ich schnell. — »Ja wohl!« war seine Antwort. »Da sollten Sie ein Einsehen haben, Herr Brink, und ein Paar aus den hübschen Kindern machen. Mamsell Berger ist ganz dazu geschaffen, die Frau eines braven Forstmannes zu werden.« — »So?« sagt' ich. — »Ja, ja!« erwiederte er lachend; »ich habe sie vorgestern Abends eine ganze Stunde examinirt, und mich an ihren kunstfertigen Antworten recht ergetzt. Sie könnte zur Noth selbst einem kleinen Forste vorstehen. Und das Mädchen ist guter Leute Kind, Herr! Ich habe ihren Vater in jüngeren Jahren gekannt; er war ein Ehrenmann.« — »Das freut mich, Herr Oberförster!« — »Nun, wie gesagt, Herr Brink! Sie sollten das Mädchen Ihrem Max zur Frau geben. Heirathen muß er doch bei Zeiten; das geht auf dem Lande nicht anders.« — »Hat Max mit Ihnen von der Sache gesprochen,

Herr Oberförster?« — »Kein Wort; es war bloß mein Einfall, aber er däucht mir gut, und Sie sollten im Ernste daran denken, Herr Brink!« — »Gut, gut; ich will mir's überlegen. Adieu, Herr Oberförster!« — Ich lenkte um, und gab meinem Braunen die Sporen, um geschwind nach Hause zu kommen.

»Ist Max noch bei Mamsell Gretchen?« fragte ich Paul, als ich ihm auf der Treppe begegnete. — »Er verließ sie vor einer kleinen Weile, Herr! und ist eben wieder auf's Feld gegangen.« — »Und wie sah er aus, Paul? Sage mir's ehrlich!« — Paul schüttelte den Kopf. »Nicht wie sonst, Herr! Seit einer Stunde haben sich alle Gesichter im Hause verändert; auch Gretchen sieht ganz traurig aus, und hat sogar geweint, glaub' ich.« — »Bring' mir eine gestopfte Pfeife in mein Kabinet, Paul, und laß Niemand zu mir; ich will allein seyn, Alter!«

Ich hatte Stoff genug zum Nachdenken, aber die Ruhe der Ueberlegung fehlte mir. Die Pfeife war verdampft, ohne daß ich mehr wußte, als zuvor. Es war etwas von schlimmer Vorbedeutung im Hintergrunde meiner Seele, aber

ich scheute mich, das Dunkel aufzuhellen. »Am Ende sind es Vermuthungen und Einfälle von Leuten,« sagte ich zu mir selbst, »die von der eigentlichen Lage der Sachen weniger wissen, als nichts.« — Da kam Paul, mich zum Essen zu rufen.

Gretchen stand bei ihrem Stuhle, Max, ein wenig abgewandt, bei dem seinigen. Wir setzten uns schweigend. Ich warf einen Blick auf Gretchen, die, mit dem Vorlegen beschäftigt, ziemlich ernst, aber ruhig schien. Max sah auf seinen Teller, und mußte sich anreden lassen, um Gretchen seine Suppe abzunehmen. Ich selbst war wenig gestimmt, die Unterhaltung anzufangen, doch that ich einige Fragen an Max, die er beantwortete, ohne aufzusehen. Gretchen suchte öfters ein Gespräch in Gang zu bringen, aber die Worte wollten ihr nicht fließen, und der Versuch hatte keine Folge. Sie vermied es sichtbar, die Rede an Max zu richten. Dagegen ließ dieser zuweilen einen Blick auf sie fallen, worin ich die Gluth einer mühsam verhehlten Leidenschaft zu erkennen glaubte. — »Er liebt sie,« sagte ich zu mir selbst, »und weiß, was zwischen ihr und mir vorgegangen ist!« — Die

unerfreuliche Tischgesellschaft ward endlich aufgehoben; wir verließen alle drei fast zugleich das Speisezimmer.

Meine Unruhe trieb mich bald wieder in's Freie. Dießmal wollte ich meiner Stimmung Meister werden; ich machte einen weiten Spaziergang, von dem ich erst Abends ziemlich ermüdet zurückkehrte. Als ich in mein Zimmer treten wollte, öffnete sich die Thür auf Gretchens Seite, und Max kam heraus. Er war bestürzt, und blieb stehen, als wollte er abwarten, bis ich wegginge. — »Max!« sagte ich, mich zu ihm wendend, »du bist jetzt oft hier oben.« — Er näherte sich mir einige Schritte. — »Du hast dir gestern,« fuhr ich mit gemäßigtem Ernste fort, »große Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben. Was ich für deine Erziehung gethan habe, ist kein Ersatz dafür; — ich möchte nicht, lieber Max, daß etwas zwischen uns träte.« — Seine Blicke, welche bisher am Boden gehaftet, erhoben sich jetzt, und begegneten den meinigen. Ich sah Thränen darin; er ergriff meine Hände, drückte sie gegen seine Brust, und entfernte sich schnell.

Einen Augenblick stand ich, ihm nachsehend,

dann ging ich in Gretchens Zimmer. Ich sah sie am Fenster sitzen, den Kopf in die Hand gestützt. Sie stand auf, und kam mir langsam entgegen; ihre Augen waren verweint. — »Max ging eben von Ihnen?« sagte ich, in möglichst ruhigem Tone. — »Ja!« war ihre Antwort. — »Er schien sehr bewegt, — und auch Sie haben geweint.« — Sie schwieg. Ich setzte mich, und winkte ihr, es auch zu thun. — »Es ist nicht mehr, wie es war,« sagte ich nach einer Pause; »während meiner kurzen Abwesenheit hat sich viel verändert.« — Sie wollte reden, schlug aber die Augen nieder, und schwieg. — »Max liebt Sie —« — »Es ist so,« antwortete sie, vor sich hinsehend. — »Und Sie lieben ihn!« — Sie zögerte. — »Reden Sie, Gretchen!« — »Ich glaub' es fast,« sagte sie, mit kaum vernehmbarer Stimme. — Ich stand auf, und ging ein paar Mal auf und ab. — »Gute Nacht!« sagte ich, und ging gegen die Thür. — »Herr Brink!« rief sie mir nach. — »Was verlangen Sie, Gretchen?« — »Er hat mir entsagt, und ich ihm,« sagte sie, still weinend. — »Gute Nacht, Gretchen!«

18.

Still ging ich an Paul vorbei, in mein Kabinet. Der Alte kam in einer Weile nach, und da er sah, daß ich in der Abendkühle ausgekleidet da stand, nöthigte er mir schweigend meinen Schlafrock auf. — »Soll ich Ihnen Ihre Pfeife bringen, Herr?« — »Nein, Paul!« — »Ist Ihnen nicht wohl, lieber Herr?« — »Ich bin nicht krank, Paul; aber bringe mir ein Glas Wein, und sage den Kindern, wenn sie in's Speisezimmer kommen, sie möchten nur allein essen.« — »Ach, Gott!« seufzte Paul, fortgehend; »ich dachte wol, daß es nicht gut enden würde.«

»Er hat ihr das Leben gerettet,« sagte ich zu mir selbst; »und doch ist's nicht das, wodurch er sie mir abgewann: seine Jugend ist's, und eine Entfernung von drei Tagen! — So wenig gilt der Mensch, der innere. — Deine Jahre, Samuel, — warum vergaßest du deine Jahre!« — Ich setzte mich an mein Schreibepult. Gretchens Papiere fielen mir in die Hände; ihr Taufschein, — die Eheverschreibung,

und die Dispense. Ich schämte mich vor mir selbst. — »Was man ein Kind ist!« sagte ich, »und wie die Natur uns verlockt und täuscht, bis an den Rand des Grabes!«

Paul brachte mir Wein und Brod. Gretchen sey sehr bekümmert, erzählte er, daß ich nicht zum Nachtessen käme, und Max hab' es sich gleichfalls verbeten. Er sey unten in seiner Stube und arbeite an seinen Wirthschaftsbüchern; nach meinem Befinden habe er sehr theilnehmend gefragt, Gretchens aber nicht erwähnt. — »Ich lasse den Kindern eine gute Nacht wünschen,« sagte ich nach einer Weile; — »und geh' du nun auch, Paul, heute bedarf ich nichts mehr.«

Ich schlief wenig, fühlte mich aber ziemlich gestärkt und beruhigt, als ich am andern Morgen aufstand. Da trat Paul herein, und übergab mir einen Brief. — »Von wem?« — »Ach, von dem armen Max! Er ist fort, Herr, und ich glaube, wir sehen ihn nicht wieder.« — »Was sagst du, Alter?« — Ich erbrach schnell den Brief, und las einen förmlichen Abschied, voll von Ausdrücken der wärmsten Dankbarkeit. Er hoffe, schrieb er, seine Entfernung

werde für die Wirthschaft keinen bedeutenden Nachtheil haben, da alles in guter Ordnung sey, und Mamsell Berger die Oberaufsicht recht wohl führen könne; auch empfehle er mir den Oberknecht als einen sehr brauchbaren Menschen. Er bat mich um Verzeihung, daß er, unbekannt mit meinen Absichten, dem Wunsche meines Herzens einen Augenblick entgegen getreten sey; mit der innigsten Theilnahme werde er in der Ferne von meinem Glücke hören. Wegen seines Fortkommens bitte er mich, außer Sorgen zu seyn; er habe durch meine Unterstützung genug gelernt, um überall sein Brod zu finden. Uebrigens denke er sich, wegen einer Anstellung in den landesfürstlichen Forsten, an seinen Freund, den Oberförster, zu wenden, an welchen er mich auch bitte, ihm von seinen Sachen nachzusenden, was ich selbst für gut finde, vor allem aber ein Zeichen der Vergebung und der Fortdauer meines Wohlwollens. — »Braver Junge!« rief ich aus; »er hat sie mit Gefahr seines Lebens dem Tod in den Mühlrädern entrissen, und geht in die weite Welt, um meinem Glücke mit ihr nicht im Wege zu stehen! — Laß dir sogleich einen Klepper satteln, Paul, und reite hinüber,

zum Oberförster. Ich lasse ihn bitten, heute Mittag zum Essen zu kommen, und den Max mitzubringen! — Warte! — Nein; besorge schnell das Pferd, und komm dann wieder. Ich will dir ein paar Zeilen mitgeben. Aber verrathe nicht im Hause, am wenigsten vor Gretchen, wo du hin reitest.«

Ich schrieb das Billet an den Oberförster, und schärfte Paul, der es abholte, ein, sich gegen Max nicht merken zu lassen, was ich zu seinem Briefe gesagt habe. Der Alte war schwindelig vor Freude, und schwur, entweder gar nicht, oder mit Max wieder zu kommen. — Mit leichterem Herzen und freieren Blick, als ich seit zehn Tagen gehabt hatte, trat ich an's Fenster, von welchem ich Gretchen eben aus dem Garten kommen sah. Sie bemerkte mich nicht, sondern ging ernst und sinnvoll mit ihrem Körbchen voll Kirschen über den Hof, die Treppe herauf, und erschrak, als ich ihr unvermuthet aus meiner Thür entgegen trat, und ihr einen guten Morgen bot.

»Sind es saure Kirschen?« fragte ich, mich ihr nähernd. Sie reichte mir das Körbchen her. »Alles ist süß, was von Ihnen kommt,«

sagte ich, nachdem ich ein paar Kirschen gekostet hatte, — »selbst ein Korb.« — Gretchen war so verlegen, daß mich mein ungeschickter Scherz bald reute. Ich fragte nun ernsthaft, ob sie um die Flucht unsers Max gewußt habe? Sie nickte: ja! — »Und wozu soll das führen?« sagte ich. — »Zu Ihrer Ruhe und der seinigen,« antwortete sie mit bescheidener Würde. — »Sie trauen mir also wenigstens zu,« erwiederte ich, »daß ich mich des Vortheils nicht überheben werde, den mir seine Entfernung zu geben scheint.« — »Ich traue Ihnen Alles zu,« sagte Gretchen, »dessen ein edles Herz fähig ist. Aber es ziemt mir nicht, von dem zu reden, was Sie zu thun oder zu lassen für gut finden werden.« — »Haben Sie keinen Wunsch für sich, Gretchen?« — »Zu bleiben, wie ich bin,« erwiederte sie mit großer Milde, »und in dem harmlosen Geschäfte, für das Sie mich anfangs bestimmten, so nützlich zu seyn, als es mir möglich ist.« — Ich unterdrückte die Antwort, die mir auf den Lippen schwebte, und indem ich Gretchen freundlich zuwinkte, ging ich in mein Zimmer zurück.

»Es war eine schöne Phantasie,« sagte ich

zu mir selbst; »der Fehler war nur, daß ich sie für Ernst nahm. Fahre hin, holder Traum meines Nachsommers! Ward ich doch in früherer Zeit oft unfreundlicher geweckt, und nicht immer, wie jetzt, ohne Reue!« — Mit voller Heiterkeit setzte ich mich an meinen Schreibtisch und nahm Gretchens Papiere wieder zur Hand. Ohne Beimischung einer bitteren Empfindung blätterte ich nur darin, und legte die Stücke bei Seite, von denen ich Gebrauch zu machen dachte. »Der Taufschein des lieben Kindes,« sagte ich, indem ich lächelnd das Datum betrachtete, »kam zwar um zwanzig Jahre zu spät, aber nur für mich; — den haben wir nöthig. Die Dispensation, — lachen wirst du, ehrlicher Morbach! — ist jetzt überflüssig; aber die Eheverschreibung, — mit einigen Abänderungen kann sie auch so noch ihre Dienste thun.« — Ich machte diese Abänderungen, und legte den Kontrakt zu Gretchens Geburtsschein. — »Glückliche machen zu können,« sagte ich, indem ich aufstand, »ist ja doch das reinste Glück; und wie sollten wir verstehen, es Anderen zu bereiten, wenn wir nicht selbst dafür empfänglich wären? Habe Dank, gütige Natur, für diesen

letzten Frühlingsschein in meinem herbstlichen Leben! Dem sanften Zuge der Neigung glaubte ich zu folgen, und es war eine höhere Hand, die zwei schuldlose Wesen durch mich vereinigen wollte.«

Ich machte einen Gang durch die Felder, um die Zeit bis zum Mittagsessen hinzubringen. Kaum war ich zurück, so traten der Oberförster und Max herein. Mit treuherziger Munterkeit führte jener den sehr verlegenen jungen Menschen auf mich zu, indem er sprach: »Hier haben Sie den Ausreißer.« — »Ist es recht, Max,« sagte ich, »daß du auf und davon gehst, ehe du mir einen Nachfolger gestellt hast, und sogar, ehe wir noch Gretchens wunderbare Erhaltung gefeiert haben? — Richte den Tisch drüben, Paul, in Mamsell Gretchens Zimmer; wir sind heut' ihre Gäste.«

»Was meinen Sie, Herr Oberförster,« redete ich nun diesen an, »da mich der Junge mit der Wirthschaft sitzen läßt, wenn ich mein Gütchen in Pacht gäbe?« — »Dazu rath' ich nicht,« erwiederte der Oberförster schnell.« — »Aber der Mann ist tüchtig,« gab ich zur Antwort, »und hat selbst Ihren Beifall. Denn, kurz,

weil Max das Gut nicht mehr für meine Rechnung verwalten will, mag er's für seine thun; ich geb' es ihm für einen billigen Pachtzins, jedoch unter einer Bedingung.« — »Die wäre?« fragte der Oberförster aufhorchend. — »Daß er die Ansprüche befriedige, die ich einer gewissen Person auf mich und einen Theil meines Eigenthums eingeräumt habe. Die Sache ist hier schriftlich aufgesetzt; sieh selbst, Max, ob du die Bedingung erfüllen kannst.« — Max starrte mich und die Ehestiftung an, die ich ihm hinreichte. — »Wahrhaftig,« rief der Oberförster, der einen Blick in die Schrift that, »das ist ein Heiraths-Kontrakt, und Ihr Name, Max, steht hier neben Gretchens Namen.« — Max war noch immer wie ohne Bewußtsein. — »Nimm doch, Max!« sagte ich, ihm das Papier aufdringend; »du hast dich nicht so lange besonnen, als du das Mädchen aus dem Wasser zogst.« — »O mein Wohlthäter! mein Vater!« rief er nun, und lag an meinem Hals. — »Geh' hin, Glücklicher!« unterbrach ich seinen Freudentaumel, »und hole dir ihr Jawort selbst. Ich will es ihr ersparen, vor meinen Augen roth zu wer-

den, so gern ich sie auch errôthen sehe.« — Er flog zur Thür hinaus.

»Das ist brav, Herr Brink!« sprach der Oberförster, »und wahrlich noch mehr, als ich von Ihnen erwartete, was doch nicht wenig gesagt ist.« — »Loben Sie mich nicht, Freund!« erwiederte ich; »er wollte für mich viel mehr thun. Was ist der Wunsch eines Mannes, der von dem Leben beinahe schon Abschied nimmt, gegen die erste Liebe zwei solcher Herzen?«

Gretchen kam, an Maxens Arm geschmiegt, zur Thür herein. Es war, als sollte ich für meine Selbstverleugnung durch den lieblichsten Anblick belohnt werden, denn ihre ganze Gestalt glühte von dem Ausdruck der holdesten Schamhaftigkeit. »Die Farbe Ihrer Wangen,« rief ich ihr entgegen, »gibt mir Antwort auf Maxens Werbung. Ich habe nur noch Eins beizusetzen: in drei Wochen muß Hochzeit seyn; Alles ist vorbereitet, sogar die Einwilligung Ihres Vormundes. — Und nun, Gretchen, geben Sie mir den Arm als Brautvater, weil es nicht als Bräutigam geschehen konnte. Wir wollen heute Ihre jungfräuliche Wohnung zu dem glücklichen Aufenthalt einer kleinen Familie

einweihen. Sie schien Ihnen zu weitläufig; hatte ich nicht Recht, als ich sagte: »wer weiß, wozu das in der Folge gut ist?«

II.

Etienne Durand.

Eine wahre Geschichte.

Mitgetheilt von K. A. West.

(1822.)

Herr Etienne Durand galt für den reichsten Mann in dem Bezirke von Beaune, einem der schönsten Landstriche Burgunds, wo er sich bald nach der Schreckenszeit der französischen Revolution angekauft hatte. Auch kannte man weit und breit keinen wohlthätigeren Mann als ihn, weßhalb er von seinen Nachbaren, meist armen, fröhlichen Winzern, gewöhnlich nur Vater Durand genannt wurde. In der That schien Herr Durand seinen Reichthum mehr für Andere, als für sich selbst, zu besitzen. Er lebte mäßig, beinahe karg, bewohnte die schlechtesten Zimmer seines Schlosses, und kleidete sich wie ein gemeiner Bürger von Paris, welcher gewesen zu seyn er nicht verhehlte. Dagegen scheute er keinen Aufwand, wenn es darauf ankam, einen dürftigen und zugleich rechtschaffenen Mann zu unterstützen, oder ihm einen guten Tag zu machen. Bei solchen Anlässen gab es nur eine Gränze, welche seine Freigebigkeit nie überschritt: er hatte es sich, wie man bemerken konnte, zum

Grundsatze gemacht, seine Besitzungen stets in dem Umfang und Werthe zu erhalten, die sie zu der Zeit, da er sie kaufte, gehabt hatten. Dieses Stammvermögen bewahrte Herr Durand wie ein Heiligthum: aber er zeigte sich eben so abgeneigt, dasselbe zu vermehren, als es zu vermindern; ja er schien, seitdem er jene Besitzungen erworben, jeden Zuwachs seines Wohlstandes als eine Last zu betrachten, deren er sich so bald als möglich wieder entledigen müßte.

Auf welche Weise Vater Durand zu seinem großen Vermögen gekommen, war in der Gegend nicht bekannt. Man vermuthete, daß der Weinhandel, welchen er früher betrieben, den Grund dazu gelegt, und daß ihn dann mehrere glückliche Unternehmungen im Kauf und Verkauf von Nationalgütern in den Stand gesetzt hätten, die weitläufigen Ländereien an sich zu bringen, in deren Besitz er sich gegenwärtig befand. Diese Ländereien hatten ehemals den Herren von Sorville angehört, einem altadeligen Geschlechte, dessen letzter Stammhalter, unter der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses, das Opfer seiner Anhänglichkeit an die königliche Regierung geworden war. Es ging das Ge-

rücht, Durand habe, als Mitglied der Pariser Nationalgarde, den unglücklichen Marquis von Sorville auf dem Wege zur Guillotine begleitet, und der Eindruck, welchen die Hinrichtung dieses edlen Mannes auf ihn gemacht, sey vornehmlich Ursache gewesen, warum er einige Zeit nachher sein Gewerbe in der Vorstadt St. Martin aufgegeben, und Paris selbst verlassen habe.

Wirklich schien Vater Durand der unglücklichen Familie, in deren Besitzthum er eingetreten, eine mehr als gewöhnliche Theilnahme zu widmen. Man wußte, daß er sich viele Mühe gegeben, den Aufenthalt von Sorville's kranker Gemahlin und dessen unmündigem Söhnlein auszuforschen, welche nach der Verhaftnehmung des Marquis die Flucht ergriffen und, nachdem sie einige Monate hülflos umhergeirrt, in einem kleinen Gränzorte Deutschlands, wie spätere Nachrichten versicherten, bald nach einander gestorben waren. Auch lange nach dieser Zeit bemerkte man, daß sich Durand bei Reisenden und zurückgekommenen Ausgewanderten oft sehr angelegentlich um nähere Auskunft über das Schicksal jener unglücklichen Flüchtlinge erkundigte. Wenn er dann entweder keine, oder nur

die Bestätigung der früheren Nachrichten von ihrem beklagenswerthen Tode erhielt, fand man ihn stets tiefsinniger und stärker gerührt, als man es von seiner heiteren Gemüthsart bei anderen Anlässen gewohnt war; daher sich Manche nicht enthalten konnten, zwischen Durand und dem verstorbenen Marquis irgend ein geheimes Verhältniß anzunehmen, über dessen eigentliche Beschaffenheit jedoch Niemand eine wahrscheinliche Vermuthung aufzustellen wußte.

Ungefähr zwei Jahre nach dem Ankaufe seiner großen Besitzungen, schloß Herr Durand, der seit längerer Zeit Witwer gewesen, eine zweite Heirath mit einer jungen Person von angenehmer Gestalt und lebhaftem Charakter, die er vor Kurzem kennen gelernt hatte. Der schon ziemlich bejahrte, aber noch rüstige Mann liebte seine junge Frau ungemein, und auch sie war ihrem Gatten herzlich zugethan, obwohl ihre Ansichten und Neigungen nicht immer mit den seinigen übereinstimmten. So war sie, zum Beispiel, mit seiner allzugroßen Freigebigkeit gegen Nachbaren und Fremde keineswegs einverstanden, wogegen sie ihn beschuldigte, in seinem

eigenen Hause es nicht selten an dem schicklichen Aufwande fehlen zu lassen. Nicht weniger hatte sie gegen Durand's altfränkische Manieren und gegen die Treuherzigkeit einzuwenden, womit er seines ehemahligen Gewerbes in Paris und seiner guten Nachbaren in der Vorstadt St. Martin noch öfters erwähnte. Man brauche es, meinte sie, eben nicht zu wissen, daß der reiche Gutsbesitzer Durand, und Meister Etienne, der Böttcher am Thore St. Martin, eine und dieselbe Person seyen. Dagegen hielt es Frau Susanne — dieß war ihr Name — nicht für überflüssig, ihrer eigenen guten Herkunft gelegentlich zu gedenken; denn sie hatte die Ehre, eine geborne Pariserin aus dem gebildeten Mittelstande zu seyn, und unter ihren Verwandten Leute in Aemtern und Würden zu zählen.

Madame Durand gebar ihrem Gatten eine Tochter, welche bald der Augapfel des Vaters, und der Stolz der Mutter ward. In der That konnte man kein schöneres, anmuthigeres Kind sehen, als die kleine Adele, wie Frau Suson ihr Töchterchen, nicht eben zur Zufriedenheit ihres Mannes, genannt hatte. Er fand den Namen zu vornehm für die Tochter eines ehrlichen

Bürgers aus der Vorstadt St. Martin, den ein glückliches Ungefähr doch zu weiter nichts, als zu dem ersten Winzer des Bezirkes von Beaune gemacht habe. Aber Frau Susanne lachte über diese Bedenklichkeiten ihres Eheherrn; sie meinte, der beste Mann in Frankreich solle sich einst nicht zu vornehm dünken, um ihre Adele zu werben, die so hübsch sey, wie eine Prinzessin, und, wenn Durand es darnach anstelle, wol auch so reich werden könne. Deßhalb eben war sie mit seiner gutherzigen Verschwendung, wie sie ihres Mannes Mildthätigkeit nannte, oft recht unzufrieden; denn Adele konnte, ihrer Meinung nach, des Geldes gar nicht zu viel haben, um des Eidams werth zu seyn, welchen sich Frau Suson künftig einmal unter den Würdenträgern des Reiches auszuwählen gedachte.

Adele wuchs indessen heran, so zierlich und fein gebildet als die Mutter, und so verständig und gut geartet, als der Vater es wünschte. Der ehrliche Mann konnte, oder wollte es nicht hindern, daß seine Tochter in allerlei Künsten und Fertigkeiten unterrichtet wurde, die er zwar für überflüssig hielt, worauf aber seine Frau einen ungemein hohen Werth setzte. Adele tanzte

und sang, zeichnete ein wenig, plauderte italienisch und englisch, und benahm sich bei dem allen mit so viel natürlicher Grazie und Bescheidenheit, daß alle Welt von ihr entzückt war. Durand selbst, vor dessen Augen die Liebenswürdigkeit seiner Tochter sich täglich mehr entwickelte, fing nach und nach an, sich mit der Erziehungsweise seiner Gattin auszusöhnen. Er widersetzte sich ihren Anordnungen immer weniger, zahlte ohne Murren die theuren Meister, Bücher, Instrumente u. s. w., welche Frau Susanne von allen Seiten zu Adelens Unterrichte herbeizuschaffen wußte, und ließ es geschehen, daß die ganze Einrichtung des Hauses nach und nach ein feineres und vornehmeres Ansehen erhielt. Während er selbst seiner einfachen Lebensart getreu blieb, ward die Umgebung seiner Frau und Tochter zusehends reicher und glänzender; und indem er seine Geschäfte noch fortwährend in einer Hinterstube des Wirthschaftsgebäudes abmachte, verwandelten sich die großen Gemächer des Schlosses, welche bisher leer gestanden, allmälig in geschmackvoll verzierte Koncert- und Gesellschaftssäle, worin die schöne Welt der umliegenden Gegend an bestimmten

Tagen zusammenkam, um Adelens Talente zu bewundern, und nebenbei der guten Küche der Hausfrau und Herrn Durand's trefflichen Weinen zuzusprechen. Madame Durand bewies bei solchen Gelegenheiten, daß eine Pariserin, von welchem Stande sie auch sey, in der Provinz wenigstens, eine Dame von Rang vorstellen könne, sobald es ihr beliebe; denn nichts übertraf die ungezwungene Artigkeit, womit sie ihre Gesellschaft empfing, es müßte denn die treuherzige Unbefangenheit gewesen seyn, mit welcher Durand selbst sich unter seine Gäste mischte, ohne im geringsten etwas von seinem altfränkischen Wesen abzulegen.

Durand's Tochter näherte sich jetzt dem Alter, wo die persönliche Anmuth durch den Reiz des Geschlechtes erhöht wird. Ihre üppiger aufblühende Gestalt fing an, sich mit dem Schleier jungfräulicher Scham zu umziehen; ihre kindliche Lebhaftigkeit ging zuweilen in Ernst und Nachdenken über; sie bewegte sich und sprach gemessener; wenn sie sang oder las, schien die Empfindung über ihre Kunstfertigkeit vorzuherrschen: — in ihrem ganzen Wesen war mehr Innigkeit und Seele. Die Frauen bemerkten

diese Veränderung mit Lächeln, wol auch mit aufkeimender Eifersucht; in den Blicken der Männer verrieth sich eine wärmere Theilnahme, als sie dem schönen Kinde bisher bewiesen hatten. Madame Durand war schon zuweilen mit dem Gedanken an die Wahl eines Eidams beschäftigt; aber bei weiterer Ueberlegung fand sich, daß noch Niemand die Eigenschaften vereinigte, welche ihre Ansprüche in dieser Hinsicht befriedigen konnten. Ihr Mann, mit dem sie über diesen Gegenstand einmal sprach, nahm eine ernsthafte Miene an, und brach die Unterredung mit der Bemerkung ab: »Es sey wol noch zu früh, an Adelens Verheirathung zu denken; übrigens halte er es für's Beste, das kluge Mädchen dereinst selbst wählen zu lassen; denn am Ende hätten die Töchter in diesen Dingen nicht nur einen besseren Geschmack, sondern nicht selten auch mehr Verstand, als Vater und Mutter zusammengenommen.«

In der That war es die Ueberzeugung von der natürlichen Unbefangenheit und dem guten Verstande seiner Tochter, was Herrn Durand gegen die ehrsüchtigen Plane seiner Frau gleichgültiger machte, als er es wol sonst gewesen

seyn würde. Adele hatte, ungeachtet ihrer geselligen Neigungen und Vorzüge, wenig Hang, eine auffallende Rolle in der Welt zu spielen. Sie liebte die Beschäftigung mit den schönen Künsten aus Geschmack, nicht aus Eitelkeit. Die Ausbildung ihrer Talente war ihr so leicht geworden, und sie fand so viel Vergnügen darin, sie auszuüben, daß es ihr eben so wenig einfiel, auf diese Talente stolz zu seyn, als der Vogel darauf stolz ist, wenn er die Flügel erhebt, um sich in die Luft zu schwingen. Die Lobsprüche, die man ihrer Gestalt und ihren Geistesgaben ertheilte, waren zu alltäglich und zum Theil zu übertrieben, um einen besondern Eindruck auf sie zu machen; die Männer, deren Huldigungen sie empfing, hatten zu wenig ausgezeichneten Werth, um ihr gefährlich zu werden. Noch immer hatte sie keinen Mann kennen gelernt, der nach ihrem Gefühl, an Adel der Gesinnung und Liebenswürdigkeit des Charakters, sich mit ihrem guten alten Vater vergleichen ließ; und so war es eigentlich die schmucklose Tugend dieses trefflichen Mannes, deren bloßer Anblick seine ihm gleich geartete Tochter, mitten in dem Glanz und Flitter der sogenannten schönen

Welt, vor den Verirrungen der Künstelei und der Eitelkeit bewahrte.

So viel Ursache Herr Durand indessen hatte, mit dem Betragen seiner Tochter zufrieden zu seyn, so war doch nicht zu verkennen, daß ihn öfters geheime Sorgen beunruhigten, deren Gegenstand Adelens Zukunft zu seyn schien, und daß seine Unruhe größer ward, je näher der Zeitpunkt kam, wo er billiger Weise auf ihre Verheirathung bedacht seyn mußte. Es war, als ob er irgend ein Ereigniß befürchte, das der Zufriedenheit und dem Glücke des theuern Kindes drohe, und welches abzuwenden nicht in seiner Macht stehe. Bei allen Tugenden, welche Adelen schmückten, mußte man gestehen, daß ihr eine gewisse Weichlichkeit und Verzärtelung des Gefühles anhing, die es ihr schwer gemacht haben würde, die Entbehrungen der Armuth, oder auch nur die Beschränktheit mittelmäßiger Umstände zu ertragen. Diese Vorstellung schien die Einbildungskraft des redlichen Mannes jetzt oft zu beschäftigen; er machte sich nun seine Nachgiebigkeit gegen das eitle Erziehungssystem seiner Frau ernstlich zum Vorwurfe, und tadelte es manchmal laut, daß Adele dadurch an

Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnt worden, welche sie vielleicht einst schmerzlich vermissen werde. In solchen Augenblicken sprach er so seltsam von der Unsicherheit des Reichthums, und der Glücksgüter überhaupt, als ob er sein ganzes Vermögen auf eine falsche Karte gesetzt, oder auf schwanken Bretern den Winden und Wellen Preis gegeben hätte.

Frau Susanne hielt diese Aeußerungen anfangs bloß für hypochondrische Einfälle, von denen sie ihren Mann überhaupt nicht frei sprach, und achtete deßhalb wenig darauf. Indessen fand sie in der damaligen Lage Frankreichs doch unvermuthet Anlaß, der mißmuthigen Stimmung ihres Gatten noch eine andere, tiefer begründete Deutung zu geben. Die Schlacht bei Leipzig hatte den Militärdespotismus und den kaiserlichen Thron gestürzt. Die Ausgewanderten waren mit den Bourbons zurückgekehrt; allen Verhältnissen des Landes und der Bürger schienen große Veränderungen bevorzustehen, und besonders erwartete man, die Käufer der Nationalgüter von allen Seiten bedroht und angefochten zu sehen. Obgleich die Familie, welche ehemals Durand's Güter besessen hatte, in

den Stürmen der Revolution untergegangen, und wie man gewiß zu seyn glaubte, gänzlich erloschen war, so wußte man doch nicht, welche Ansprüche vielleicht der Staat auf Besitzungen machen dürfte, die zur Zeit der Gesetzlosigkeit weit unter ihrem Werthe erkauft worden waren. Dieß, meinte Frau Susanne, müsse der Grund von der zunehmenden Unruhe, und den mitunter seltsamen Reden ihres Gatten seyn. Es schien ihr daher nothwendig, das Interesse ihres Hauses ungesäumt durch eine staatskluge Verbindung zu sichern, und die Wahl ihres Eidams nicht länger zu verschieben, der, wie es sich von selbst verstand, nur einer der ersten und einflußreichsten Familien des Departements angehören konnte. Sie beschloß, dieses Vorhaben in aller Stille und ohne Wissen ihres Mannes einzuleiten, da seine Geradheit, und das, was sie seine Vorurtheile nannte, dem Gelingen eines solchen Unternehmens eher hinderlich als zuträglich seyn mußten.

Unter Durand's Nachbaren war der Baron von St. Flour einer der bedeutendsten. Seine Familie gehörte zum alten Adel, und war mit dem ehemaligen Besitzer von Durand's Gütern

in entferntem Grade verwandt. Der Baron hatte den Ruf, ein Mann von Welt und großer politischer Gewandtheit zu seyn. Er war gleich im Anfange der Revolution zur Demokratie übergegangen, und hatte bei allen Veränderungen der Gewalt sich immer folgerecht derjenigen Partei angeschlossen, welche die stärkste zu seyn schien. Mit seinem Vetter und Nachbar, dem Marquis von Sorville, stand der Baron in einem Verhältnisse, worüber die Welt nicht sehr günstig urtheilte. Einige behaupteten geradezu, der Angeber, welcher den Marquis der Blutgier des Wohlfahrtsausschusses ausgeliefert, sey kein Anderer, als sein Vetter St. Flour gewesen. Wenigstens glaubte man ziemlich allgemein, daß es nicht des Barons Schuld war, wenn sein Anschlag, sich in den Besitz von Sorville's Gütern einzudrängen, ihm nicht gelungen. Ueberhaupt hatte Herr von St. Flour, seiner wetterwendischen Politik ungeachtet, wenig Fortgang in seinen Unternehmungen. Sein Witz und sein Vermögen erschöpften sich in Entwürfen des Ehrgeizes und der Habsucht, ohne daß er bisher seine selbstsüchtigen Zwecke erreicht hätte. Indessen verstand er es mindestens, durch seine

unermüdete Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen, und durch die Zuversicht, womit er in entscheidenden Augenblicken sich in die Nähe der Mächtigen drängte, von Zeit zu Zeit den Glauben zu erwecken, daß er im Begriffe sey, eine wichtige Person vorzustellen. So hatte sich auch jetzt die Meinung verbreitet, daß er unter den Häuptern der Royalisten sehr warme Freunde habe, und nächstens selbst eine der ersten Stellen in der Verwaltung des Departements antreten werde.

Auf diesen Mann und dessen Familie richtete Madame Durand nun ihr Augenmerk, um ihrem Hause eine Schutzwehr gegen die Gefahren der Zeit zu verschaffen. Zwar wußte sie, daß Durand einen alten Groll gegen den Baron hatte, und daß beide Männer sich selten oder nie sahen; doch diese Schwierigkeit, die auf Mißverständnissen und längst vergessenen Zwistigkeiten zu beruhen schien, hoffte sie zu überwinden. Herr von St. Flour hatte einen Sohn, der nach seinem Alter und Aeußeren ganz dazu geeignet war, mit der reizenden Adele das schönste Ehepaar in dem Departement der Goldküste zu machen. Der junge Herr hatte eine Figur

zum Malen, saß zu Pferde wie angegossen, schwebte oder tanzte mehr, als er ging, und galt unter den Artistes tailleurs des Bezirkes von Beaune für das vollkommenste Muster eines jungen Mannes nach der Mode, die Musterbilder in dem Pariser Damen-Journal nicht ausgenommen. Einige bejahrte Prüden rühmten seinen Witz, und von seinen Sitten sagte man, daß sie nicht schlimmer seyen, als es von einem liebenswürdigen Wildfang seiner Art billiger Weise zu verlangen wäre. Der junge Baron war nach einer längeren Abwesenheit so eben von Paris zurück gekommen; der Zeitpunkt konnte daher, nach der Meinung der Frau Durand, nicht günstiger seyn, das spröde Herz ihrer Tochter durch die Erscheinung dieses sieggewohnten Liebesritters zu überraschen.

Madame Durand hatte mit der Mutter des Glücklichen, den sie sich zu ihrem Schwiegersohne ersehen, alles auf's beste abgekartet. Frau von St. Flour war ihrem verdeckten Antrage mehr als auf halbem Wege entgegen gekommen; denn die Baronin, eine Dame von großem Scharfsinne, hatte die wichtigen Vortheile auf den ersten Blick erkannt, welche von einer Ver-

bindung ihres Sohnes mit der Erbin des reichen Durand, für die verfallenen Finanzen des Hauses St. Flour zu erwarten waren. Ihr Gemahl sollte für's Erste noch aus dem Spiele gelassen werden, um Durand's zu besorgenden Widerstand nicht gleich anfangs aufzuregen. Dagegen unterließ die Baronin nicht, ihrem Sohne Victor den von beiden Müttern entworfenen Heirathsplan, als eine Sache von größtem Belang für das Interesse der Familie, an's Herz zu legen. Dieser fand seiner Seits recht viel Geschmack an der kleinen niedlichen Bäuerin, wie seine Mutter Adelen unter vier Augen genannt hatte. Er versicherte, in Paris wenige Opernmädchen gekannt zu haben, die sich einer eleganteren Tournüre rühmen könnten, als seine reizende Nachbarin. Des Eindruckes zum Voraus gewiß, den seine Vorzüge auf Adelens unerfahrenes Herz machen müßten, erklärte er sich bereit, die Wünsche der beiden guten Damen auf's wirksamste zu unterstützen. Der Tag wurde festgesetzt, an welchem er, von seiner Mutter begleitet, der schönen Adele den ersten Besuch an ihrer Toilette machen sollte. Die verbündeten Mächte hofften durch diesen kühnen Ueberfall

den verliebten Krieg gleich anfangs in die Mitte des feindlichen Landes zu versetzen, und durch die entschiedene Ueberlegenheit eines allgemeinen Angriffs dem Feinde die Mittel und den Willen zu seiner Vertheidigung zugleich zu benehmen.

Durand, der sich eben bei seiner Tochter befand, war sehr erstaunt, den größten Gecken auf zwanzig Meilen in der Runde, an der Seite seiner stolzen Mutter, in der Morgenstunde in Adelens Zimmer treten zu sehen. Er warf einen finstern Blick auf seine Hausfrau, deren unruhige Geschäftigkeit, ihn zu entfernen, ihm nun auf einmal erklårt war. Das Betragen der Angekommenen, und die Art, wie es von Frau Suson erwiedert wurde, ließen ihn über die Absicht dieses Besuches keinen Augenblick zweifelhaft. Da er indeß in dem Benehmen seiner Tochter nichts entdeckte, was jener Absicht günstig schien, erheiterte sich seine düstere Stirne unvermerkt, und er ward allmålig so treuherzig, offen und munter, daß Frau Susanne und ihre Gäste ihn schon halb und halb für ihren Plan gewonnen glaubten. Mit seiner gewohnten altfränkischen Höflichkeit erwies er der Baronin alle Auszeichnung und Ehre, worauf ihr Stand

Anspruch zu haben schien, und sprach dabei so viel von seinem ehemahligen Gewerbe zu Paris, von seinen bürgerlichen Obliegenheiten, Gewöhnungen und Ansichten, als ob es darauf ankäme, den Abstand recht auffallend zu machen, der ihn und die Seinigen von ihren vornehmen Nachbaren trennte. Einige Bemerkungen, welche die Baronin von St. Flour über die ausgleichende Macht des Geldes vorbrachte, ließ er unbeachtet fallen; seine Frau aber, die dem Gespräche gern eine andere Wendung gegeben hätte, neckte er gutmüthig über ihre weltkluge Vorsicht und Politesse, die doch nicht immer gut machen könnten, was seine plumpe Aufrichtigkeit verderbe. — Dieß Alles geschah mit so viel gutem Humor, und mit so wenig Schein von Absicht, daß Keines eigentlich wußte, woran es mit ihm sey; und da er am Ende die Baronin und ihren Sohn bis an das Thor des Hauses begleitete, fuhren Beide hinweg, zwar nicht so triumphirend als sie erwartet hatten, aber doch nicht ohne Hoffnung, dem Zwecke ihres Besuches ein andermal näher zu rücken.

Als Madame Durand mit ihrem Manne und ihrer Tochter allein war, glaubte sie nicht

länger anstehen zu dürfen, ihren bisher geheim gehaltenen Plan mit gehöriger Vorsicht aufzudecken. Durand hörte sie ruhig an; und fragte dann Adelen, wie ihr der junge Herr gefiele? — Sie zögerte einen Augenblick. »Wenn meine gute Mutter nicht ungehalten werden will,« sagte sie dann mit bescheidener Fassung »ganz und gar nicht!« — »Das hab' ich vermuthet,« erwiederte Durand, »und somit weißt du, Frau, was aus deinem Projekte werden wird.« — »Eine Heirath!« rief Frau Susanne lebhaft, »und zwar eine der besten, die es geben kann, oder ich müßte noch weniger von der Sache verstehen, als das kleine Ding hier. — Es kommt dabei auf mehr an, als auf das, was so einem kindischen Mädchen gefällt. Ich habe Gründe — Gründe.« — »Politische,« fiel Durand ein; »ich weiß, Mütterchen, ich weiß! Aber nimm dich in Acht, daß deine Klugheit dich nicht weiter vom Ziele abführt, als es die redliche Einfalt thun könnte. Diese St. Flour's zum Beispiel dünken sich mächtig fein und klug; aber ich setze meine alte Böttcherkappe, mit vollwichtigen Louisd'ors gefüllt, an des windigen Junkers neuen Federhut, sie bringen es auch jetzt

nicht weiter, als es der politische Freiherr, mit aller seiner Staatskunst und Niederträchtigkeit, nach dem Tode seines unglücklichen Vetters gebracht hat. Er denkt jetzt von dem ehrlichen Etienne zu erhalten, was er von den Blutmenschen und Schelmen, seinen Spießgesellen, nicht erlangen konnte. Doch wisse, Frau, und merk' es wohl,« setzte er hinzu, indem er aufstand, um hinweg zu gehen, »daß ich dieses Schloß mit allem Zubehör eher dem ersten Straßenbettler, der mich um ein Almosen anspricht, erb- und eigenthümlich überlasse, als ich es zugebe und mit ansehe, daß die treulosen Verwandten des rechtschaffenen Sorville ihren Sitz darin aufschlagen.«

Frau Suson war äußerst betroffen, als sie ihren Eheherrn so sprechen hörte, und mit ernster, aber ruhiger Miene aus dem Zimmer gehen sah. Sie wußte, daß, wenn er in diesem Tone sprach, eine Aenderung seines Entschlusses kaum mehr zu erwarten war. Die Vorstellung, daß sie ihren Plan würde aufgeben müssen, nachdem sie ihn mit der Baronin schon völlig in's Reine gebracht, griff sie so heftig an, daß sie vor den Augen ihrer Tochter in einen Strom

von Thränen ausbrach. Adele that, was sie konnte, um ihre Mutter zu beruhigen, welches ihr nach und nach auch gelang. Die lebhafte Frau fing an, neue Hoffnungen zu schöpfen, wobei sie vorzüglich auf die kindliche Liebe »ihrer guten, guten Tochter« rechnete, wie sie Adelen unter vielen Liebkosungen versicherte. In der That war diese durch den außerordentlichen Antheil, den ihre Mutter an der vorgeschlagenen Verbindung zu nehmen schien, in ihrem Widerwillen gegen diesen Heirathsplan etwas wankend geworden. Die Gründe, welche ihre Mutter dafür anführte, kamen ihr allerdings wichtig vor. Die Abneigung des Vaters gegen den alten Baron wußte Frau Susanne als die Folge früherer Mißverständnisse vorzustellen, von deren Ungrunde sich Durand selbst überzeugen werde, wenn er den Baron näher kennen lerne. Uebrigens betheuerte die Mutter, sie selbst würde nie zugeben, daß man ihr liebes Kind in einer so wichtigen Sache übereilte, oder es zwänge, einem Manne, den es nicht lieben könne, die Hand zu reichen. Alles, was sie verlange, bestehe darin, daß der Umgang mit der Familie St. Flour nicht abgebrochen werde, und daß

Adele sich die Mühe nehme, den Charakter des jungen Mannes zu prüfen, den sie ihr in mütterlicher Wohlmeinung zugedacht habe.

Gegen so bescheidene Forderungen war nichts einzuwenden, und da nun Adele selbst ihre Bitten mit den Wünschen ihrer Mutter vereinigte, ließ es auch Durand geschehen, daß der Umgang mit der Familie seines Nachbars, auf einem äußerlich freundschaftlichen Fuße fortgesetzt wurde. Schon bei dem zweiten Besuche, den Baron Victor und seine gnädige Mama in Durand's Schlosse ablegten, zeigte es sich, daß sie, aus eigenem Antrieb, oder gewarnt von Frau Susanne, ihre Absichten auf Eroberung entweder aufzugeben, oder darin nach einem ganz veränderten Operationsplane vorzugehen Willens waren. Ihre Ankunft schien zufällig; sie hatten ein Geschäft in dem nahen Dorfe gehabt, und waren nur im Vorbeigehen heraufgekommen, um den Damen einen guten Morgen zu sagen. Das Gespräch blieb in den Gränzen der gewöhnlichsten Unterhaltung; kein Wort, keine Miene, die auf einen vorbedachten Zweck bezogen werden konnten! Nach einem kurzen Verweilen empfahlen sie sich, beinahe eben so un=

vermuthet, als sie gekommen waren. — Das nächste Mal erschien Frau von St. Flour allein; es war eine kleine Wirthschaftsangelegenheit, die sie mit ihrer Frau Nachbarin zu besprechen hatte. Wieder ein anderes Mal kam Baron Victor, um bei Herrn Durand ein Vorwort für einen jungen Winzer einzulegen, der ein Dienstmädchen aus Durand's Hause zu heirathen wünschte; und so fehlte es nie an Anlässen, wodurch unvermerkt ein nachbarlich freundliches Verhältniß herbeigeführt wurde, das keinen anderen Zweck zu haben schien, als durch wechselseitige Rücksichten und Dienstleistungen das Nebeneinanderseyn zweier Familien angenehmer und für beide Theile nützlicher zu machen.

Zugleich hatte es völlig das Ansehen, als ob der achtungswerthe Charakter des alten Durand und der unschuldige Liebreiz seiner Tochter, eine eben so schnelle als heilsame Veränderung in der ganzen Denkart und Handlungsweise des jungen St. Flour hervorgebracht hätte. Die geckenhafte Zuversicht des jungen Menschen war gleichsam verschwunden, als er das zweite oder dritte Mal vor Adelens Augen erschien. Er bewies ihr große Aufmerksamkeit, doch war

mehr Achtung und zarte Theilnahme, als selbstgefällige Zudringlichkeit in seinem Benehmen sichtbar. Er lobte sie mit Feinheit; wenn er scherzte, vermied sein Witz die Bitterkeit des Spottes. In seinen Gesprächen mit Herrn und Madame Durand war er überlegt und bescheiden. Sogar sein schwebender Gang erhielt mehr männliche Festigkeit; nur der modische, immer sehr gewählte Anzug, und der lispelnde Ton der Sprache verriethen noch den Pariser-Stutzer. — Madame Durand ermangelte nicht, ihre Tochter und auch ihren Mann auf diese Veränderung aufmerksam zu machen, welche nach ihrer Behauptung ein eben so schöner Beweis von Victors trefflichen Naturanlagen sey, als von der Stärke seiner Liebe zu Adelen. Da weder ihre Tochter, noch Vater Durand dieser Behauptung geradezu widersprachen, so glaubte die gute Frau der Erfüllung ihres Lieblingswunsches schon ziemlich nahe zu seyn, und sie nahm sich vor, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun, um ihr lange genährtes Heirathsprojekt endlich in Ausführung zu bringen.

Es ist zweifelhaft, ob und wie bald Frau Suson ihre Absicht erreicht hätte, wenn der ein-

fache Gang dieser häuslichen Begebenheiten nicht plötzlich durch Ereignisse von ungleich größerem Belange wäre unterbrochen worden. Die Nachricht, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe, und auf französischem Boden gelandet sey, erreichte die Gegend von Beaune. Die allgemeine Bewegung, welche diese außerordentliche Begebenheit in Frankreich hervorbrachte, wurde in den östlichen Departements mit am stärksten empfunden. Die Keime der Zwietracht, welche seit einem Jahre unter der Nation ausgestreut worden, hatten sich in diesen Gegenden vorzüglich angehäuft; die Nähe bedeutender Militärcorps nährte den Geist der Unruhe, der unter dem Volke verbreitet war, und in der letzten Zeit hatte der wiederholte Wechsel der Departements-Verwaltung die Masse der Mißvergnügten nach einer Veränderung im Ganzen begierig gemacht. Die Anhänger des alten und des neuen Systems sahen sich nach Häuptern um; der Ehrgeiz der Führer drängte sich, hier im Kleinen, wie dort im Großen, an die Spitze der ungeduldigen Parteien. Auf die Nachricht von der Landung und dem herannahenden Zuge des ehemaligen Kaisers stockten alle Geschäfte; die

Straßen waren mit unruhigen Volkshaufen, und kleinen, sich in allen Richtungen durchkreuzenden Truppenabtheilungen bedeckt; man erwartete in jedem Augenblick den Ausbruch des Bürgerkrieges, dem ein neuer allgemeiner Krieg mit dem Auslande unverzüglich folgen zu müssen schien.

In solchen Umständen glaubte der alte Baron von St. Flour nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein falsches Gerücht, welchem seine Eitelkeit Glauben zu verschaffen suchte, verbreitete die Meinung unter dem Volke, daß er zum Präfekten des Departements der Goldküste ernannt sey. Der Baron erschien, als ob er die öffentliche Huldigung zum Voraus empfangen wolle, mit ungewöhnlichem Prunke unter den bewegten Volksmassen. Die vermeinte Ernennung eines so wenig beliebten Mannes zur ersten Würde des Departements, machte unter der Mehrheit der Einwohner einen sehr unangenehmen Eindruck. Die Ostentation, womit er sich überall zeigte, schien das unwillkommene Gerücht zu bestätigen, und zugleich der allgemeinen Stimmung Hohn zu sprechen. Der bessere Theil des Volkes entfernte sich, wo die

Staats-Karosse des Barons sichtbar ward; derjenige Theil, dessen Aufmerksamkeit mit ihm beschäftigt war, schien von sehr zweideutigen Empfindungen beseelt, welche aber von der Eigenliebe des Barons ganz zu seinem Vortheile ausgelegt wurden.

Während dieses vorging, wurde das Haus des Herrn Durand durch einen Vorfall anderer Art in Unruhe und Betrübniß versetzt. Eine Anfangs unbedeutend scheinende Krankheit der Frau Susanne nahm plötzlich eine sehr bedenkliche Wendung, und seit zwei Tagen erklärten die Aerzte, daß ihr Leben in Gefahr sey. Die ungemeine Liebe, welche Durand für seine gute Susanne fühlte, machte ihn jetzt nicht nur ihre kleinen häuslichen Zwistigkeiten, sondern auch den mächtigen Streit vergessen, von dem außer seinem Hause Land und Volk bewegt wurden. Seit drei Tagen hatten er und seine Tochter das Krankenbett seiner Frau nicht mehr verlassen. Die verflossene Nacht war eine der unruhigsten gewesen; jetzt schien die Heftigkeit des Fiebers etwas nachzulassen. Herr Durand und Adele saßen schweigend an der Seite der Kranken, als plötzlich ein dumpfes Geräusch, und

bald darauf das wilde Geschrei einer bewegten Volksmenge sie und die Kranke aus ihrer Stille aufschreckten. Der Lärm, der anfangs von der Straße kam, näherte sich, vom Hof und der Treppe her, der Thür des Zimmers. — Frau von St. Flour stürzte leichenblaß herein, auf das Bett der Kranken zu, und warf sich in ihre Arme, indem sie rief: »Retten Sie uns, um Gottes willen! retten Sie uns!« — Ihr Sohn folgte ihr bleich und zitternd. — »Ach Gott, mein Mann!« rief die Baronin, noch einmal sich aufraffend; »o theurer Herr Durand, retten Sie meinen Mann! die Wüthenden ermorden ihn!« — Ein Blick aus den Fenstern hatte Durand schon über die Ursache dieses furchtbaren Auftrittes belehrt. Die Kutsche des Barons stand auf dem Schloßhofe, von einem Haufen lärmender Landleute umringt, von denen einige den Schlag der Kutsche öffnen wollten, andere den, vor Entsetzen bebenden St. Flour drohend abhielten, herauszusteigen. Durand eilte aus der Thür, nachdem er Adelen mit zwei Worten ihre Mutter zu verdoppelter Sorgfalt empfohlen hatte.

Der Eindruck, welchen dieser außerordentli=

che Auftritt auf die Kranke machte, war überaus erschütternd. Sie schien dadurch im ersten Augenblicke ganz zur Besinnung gebracht, und mit wunderbarer Geistesgegenwart bloß mit der Gefahr beschäftigt, worin Frau von St. Flour und ihre Angehörigen schwebten. Die Baronin und deren Sohn hatten sich inzwischen etwas von ihrem Schrecken erholt; sie fingen an, sich zu schämen, daß sie über ihr eigenes Mißgeschick den Zustand ihrer todeskranken Wirthin so ganz vergessen hatten. Desto eifriger zeigten sich nun Beide um die gute Frau Durand bemüht, bei welcher auf die kurze unnatürliche Kraftanstrengung eben so schnell die äußerste Abspannung gefolgt war. Schon verdunkelten sich ihre Vorstellungen wieder, und sie versank in völlige Bewußtlosigkeit, bevor ihr Mann, dessen Abgang sie noch bemerkt, und um den sie einige Male gefragt hatte, wieder zurückkam.

Durand war kaum auf der Terrasse des Schloßhofes erschienen, als der Lärm und die Wildheit des Volkshaufens sich legten. Er rief den Landleuten zu: ob sie sein Haus nicht kennten? und ob das Unglück selbst bei ihm keine Freistatt mehr finden sollte? — Die Bauern

näherten sich Herrn Durand, um ihm zu erklären, daß der ganze Auflauf von einigen muthwilligen jungen Leuten verursacht worden, welche hinter dem Wagen hergelaufen, denen Andere aus Neugierde, sie selbst aber nur in der Absicht gefolgt wären, um einen größeren Unfug zu verhindern. Die Ungestümsten hätten sich bereits entfernt, da sie gehört, daß dieses das Schloß des Herrn Durand sey, und Alles wäre schon früher zur Ordnung zurückgekehrt, wenn die Dame und der junge Herr durch ihr Geschrei und ihre übereilte Flucht die müßige Menge nicht selbst dem Wagen nachgezogen hätten. — Durand war indessen an den Schlag der Kutsche gekommen, und streckte dem Baron seine Hand entgegen, welche dieser scheu und zitternd ergriff. — »Ich nehme diesen Herrn in meinen Schutz,« rief er den Bauern zu, »und bitte Euch nun, gute Leute, mein Haus in aller Stille zu verlassen; denn meine Ehefrau, die Ihr kennt, ist schwer krank, und bedarf der Ruhe, so wie dieser Herr und seine Familie, die Ihr über Gebühr erschreckt habt.« — Nach diesen Worten führte er den Baron über die Terrasse in seine Wohnung, während

die Landleute geräuschlos den Hof verließen, wie Vater Durand es von ihnen verlangt hatte.

Die Kranke lag noch in einem matten, dem Schlummer ähnlichen Zustande, ohne sichtbare Theilnahme an dem, was um sie vorging. Auf einmal richtete sie sich auf, und fragte, ob ihr Mann zurück und der Baron gerettet sey. In demselben Augenblicke traten Beide in das Zimmer. Frau Susanne hatte den Baron nicht so nahe vermuthet, noch weniger gehofft, ihn an ihres Mannes Seite zu sehen. Ungeachtet ihrer körperlichen Schwäche konnte sie einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken. — Nach einer Weile winkte sie die zwei Männer an ihr Bett, und legte schweigend ihre Hände in einander. Frau von St. Flour, von diesem Augenblicke ergriffen, zog Adelen in einer Aufwallung wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust; Victor, nicht weniger gerührt, näherte sich mit ehrerbietiger Theilnahme dieser Gruppe. Selbst der Baron, der mit sichtbarer Verlegenheit eingetreten war, schien von der Macht dieses schönen Augenblickes auf eine ihm ungewohnte Weise bewegt und erhoben. Vielleicht sind so verschiedenartige Menschen in demselben Mo-

mente nie von so übereinstimmenden und edlen Gefühlen durchdrungen gewesen.

Durand war der erste, der seine ruhige Fassung wieder erhielt, und die Uebrigen, seine Frau zuerst, erinnerte, daß solche Gemüthsbewegungen ihrem Gesundheitszustande nicht zuträglich seyen. Frau von St. Flour stimmte dieser Bemerkung lebhaft bei, indem sie ihren Gemahl und ihren Sohn antrieb, sich für jetzt zu entfernen, und die theure Kranke der Ruhe zu überlassen. Sie selbst erklärte, die Nacht bei Madame Durand zubringen zu wollen, was nach einigen Einwendungen auch zugestanden werden mußte. Der Baron und Victor verließen das Haus, ungewöhnlich gerührt, und voll aufrichtiger Bewunderung für den edlen Charakter ihres großmüthigen Nachbars. Auch Durand fühlte sich der ganzen Familie weniger abgeneigt, als er es sonst gewesen; und so schien der Zusammenfluß widriger Umstände unvermuthet eine Annäherung zwischen Personen bewirkt zu haben, welche noch vor Kurzem einander fremd, ja feindlich gegenüber gestanden.

Die gute Frau Suson sah sich auf solche Weise der Erfüllung ihrer Wünsche in einem

Zeitpunkte nahe gebracht, wo die Hoffnung verschwand, daß sie dieses Triumphes lange würde genießen können. Ihre Krankheit verschlimmerte sich, aller angewandten Mittel ungeachtet, von Tag zu Tage; die Aerzte erklärten endlich, daß ihr Leben nicht mehr zu retten sey. Adele war außer sich; Durand selbst, dessen Gleichmuth sonst jede Probe bestand, hatte alle Fassung verloren. In diesen Umständen war die Gegenwart der Frau von St. Flour, welche die Kranke nicht mehr verließ, eine große Stütze und ein wahrer Trost für die Familie. Frau Susanne betrachtete sie als ihre zärtlichste Freundin; bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens waren die Gespräche mit der Baronin über die nahe Verbindung ihrer Kinder die angenehmste Erheiterung der Sterbenden. Als sie sich plötzlich sehr schwach fühlte, empfahl sie derselben noch einmal ihre Tochter und ihren alten Freund Etienne, der, wie sie schmerzlich lächelnd sagte, zwar manchmal etwas wunderlich, aber dennoch die beste Seele auf Erden sey. Nach diesen Worten sank sie in den Arm ihrer neuen Freundin zurück, und verschied, ohne die lächelnde Miene zu verändern, mit der sie

ihrem Gatten und dem Glück ihrer Ehe die schönste und zugleich kürzeste Lobrede gehalten hatte, welche ein Ehemann, in einer so ernsten Stunde von seiner Frau zu hören, billigerweise erwarten kann.

Der harte Schlag, welchen Herr Durand und seine Tochter durch diesen Todesfall erlitten, war um so betäubender, je unerwarteter er sie traf, und je verworrener die äußeren Umstände waren, unter denen er erfolgte. Adele besonders war in einem Gemüthszustande, der sie unfähig machte, sich in sich selbst und in das, was um sie vorging, zu finden. Alles, was in der letzten Zeit geschehen, kam ihr wie ein seltsam ängstigender Traum vor: — die außerordentlichen Begebenheiten, deren Kunde sie vernommen, die Volksbewegungen, von denen sie Zeuge war, die plötzliche Erkrankung und Gefahr ihrer Mutter, das Erscheinen der Familie St. Flour an deren Sterbebette, endlich ihrer Mutter Tod und die sonderbaren Verhältnisse, in welche sie und ihr Vater durch alles dieses mit jener Familie gekommen waren! Die tiefste Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, als sie sich nach diesen Tagen der Unruhe und des Schreckens mit ihrem gu-

ten alten Vater allein sah. Die Baronin hatte nach dem Leichenbegängniß, dem auch ihr Gemahl und ihr Sohn beigewohnt, das Haus verlassen, aber nur, wie sie sagte, um bald wieder zu kommen. Adele hatte kein Herz zu dieser vornehmen neuen Mutter, die sich ihr an der Stelle der Verstorbenen aufdrang, und der sie sich doch durch so Manches, was in der letzten Zeit geschehen, sehr verpflichtet glaubte. An Victor, und an das, was er ihr nach dem Willen ihrer Mutter werden sollte, dachte sie jetzt noch nicht. Er hatte sich seither, so wie sein Vater, in einer bescheidenen Entfernung gehalten, wahrscheinlich, weil Beide keinen Verdacht gegen die Uneigennützigkeit ihrer Absichten erregen wollten, und weil sie das Interesse ihres Hauses in den geschickten Händen der Frau von St. Flour allein schon für hinlänglich gesichert hielten.

Als Durand anfing, sich von seinem Schmerze zu erholen, entging es seinem natürlichen Scharfblicke nicht, mit welchem feinen und zugleich starken Gewebe die Schlauheit der Baronin seine gute Suson, seine Tochter und ihn selbst umstrickt hatte. Er sah, daß man Adelens Verbindung mit dem jungen St. Flour für eine

ausgemachte Sache hielt, und was das Schlimmste war, er konnte sich nicht verbergen, daß er durch sein Stillschweigen zu den letzten Reden und Handlungen seiner Frau gewissermaßen selbst seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben hatte. Zugleich bemerkte er die innere Unruhe und Befangenheit seiner Tochter; er kannte ihre kindliche Zärtlichkeit, und hielt sie des Entschlusses wohl für fähig, ihre eigene Ueberzeugung und Zufriedenheit den letzten Wünschen einer geliebten Mutter aufzuopfern. Jetzt bedauerte er ernstlich, daß ihr Herz noch frei war, und daß er nicht schon früher irgend einen Heirathsplan seiner Gattin begünstigt habe; denn der bloße Gedanke, daß sein einziges Kind eine Beute der listigen St. Flour's werden könnte, war ihm ein Gräuel und Abscheu. Seine tiefgegründete Abneigung gegen diese Familie war seit dem Tode seiner Frau in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht; und nur mit Mühe erhielt er es von sich selbst, nicht unversehends und auf einmal den nachbarlichen Umgang abzubrechen, welcher von Seite der St. Flour's mit allem Anschein uneigennütziger Anhänglichkeit fortgesetzt wurde. Die eingetretene Trauer-

zeit schien von den Mitgliedern dieser Familie als ein vollgültiger Grund betrachtet zu werden, gegenwärtig jede Erklärung über die beabsichtigte Verbindung zu vermeiden, deren nicht sehr entfernte Vollziehung sie übrigens als unbezweifelt voraussetzten.

Die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs hatten inzwischen eine entscheidende Wendung genommen. Napoleon war in Paris eingezogen, und von allen Seiten erhielt man Nachricht, daß seine Herrschaft auf's Neue befestigt sey. Der laute Kampf der Parteien ging in eine dumpfe Stille über; Alles war in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Erneuerung des allgemeinen Krieges schien unvermeidlich. Noch einmal ward die Bewaffnung der ganzen Nation in Anspruch genommen. Baron St. Flour, den Grundsätzen seiner Politik getreu, säumte nicht, der Macht, für welche sich das Glück erklärt hatte, seine Huldigung zu leisten; vor Kurzem noch ein eifriger Royalist, war er in dem Departement der Goldküste einer der ersten, welche sich und die Ihri-

gen zur Vertheidigung des Landes unter die kaiserlichen Adler reiheten. Sein Sohn Victor erschien in der geschmackvollsten Kapitänsuniform, die man unter der Nationalgarde des Bezirkes von Beaune bisher gesehen hatte. Der militärische Befehlshaber des Departements betrieb die Volksbewaffnung mit großer Thätigkeit; am Ende glaubte auch Durand dem allgemeinen Aufrufe sich nicht entziehen zu dürfen. Er war, seines Alters ungeachtet, ein rüstiger Mann, und seine alte Uniform von der Pariser Nationalgarde gab ihm sogar noch ein recht kriegerisches Ansehen. So stellte er sich an die Spitze seiner wackeren Nachbaren, nicht unzufrieden, in den Gefahren der Zeit seine häuslichen Sorgen vergessen zu können.

Die Feindseligkeiten hatten angefangen. Die französische Hauptarmee war über die Sambre gegangen. Nach ein paar günstigen Armeeberichten erfolgte eine kurze Stille; und nun verbreitete sich, zuerst dumpf und unbestimmt, dann mit steigender Gewißheit und Ausführlichkeit, die Schreckensnachricht von Napoleons Niederlage bei Waterloo, von seiner Flucht und der gänzlichen Auflösung der Armee. Beinahe mit glei-

cher Schnelligkeit, wie diese Nachrichten, breiteten sich die zahllosen Heereshaufen der Verbündeten über Frankreichs Boden aus, ohne irgendwo einen ernsthaften Widerstand zu finden. Ein bedeutendes Corps, von seltsamer Zusammensetzung, näherte sich in Eilmärschen dem Departement der Goldküste, um die Verbindung mit den Militärstraßen des Südens zu gewinnen. Widersprechende Gerüchte aller Art setzten die Einwohner in Unruhe und Schrecken; man sprach von Eroberungsplanen der Alliirten, von der Brandschatzung und Theilung Frankreichs. Der Kommandant der Militärdivision hatte einige zerstreute Truppenabtheilungen an sich gezogen, und stellte sie in Verbindung mit den Nationalgarden auf, um eine ihm wichtig scheinende Position zu behaupten. Der Uebergang über die Saone sollte hartnäckig vertheidigt werden. Einen der vorzüglichsten Punkte der Vertheidigungslinie machte Durand's Schloß, welches, auf einer Anhöhe gelegen, die beiden Ufer des Flusses beherrschte.

Ein Trupp von Kosaken zeigte sich am jenseitigen Ufer, ihm folgte in einiger Entfernung eine Abtheilung von deutschen berittenen Jägern

und leichtem Fußvolk. Die Brücken über den ziemlich breiten und tiefen Strom waren abgebrochen, am diesseitigen, höher liegenden Ufer einige kleine Batterien zweckmäßig aufgestellt, und die Anhöhen mit französischen Truppen und Nationalgarden zahlreich besetzt. Ein Parlamentär des deutschen Anführers verlangte die Entwaffnung des Landvolkes, welches durch einen strengen Armeebefehl außer Kriegsrecht gesetzt worden. Der französische Kommandant antwortete, daß die Nationalgarden zu dem Militärsystem Frankreichs gehörten, und daß er Verletzungen der Kriegsgesetze, ohne Unterschied der Waffen, auf gleiche Art vergelten würde. Die Verbündeten ruhten einen Tag, um ihre Pontons zu erwarten, und alle ihre Verstärkungen an sich zu ziehen. Am nächsten Morgen geschah der Angriff mit überlegener Macht und taktischer Geschicklichkeit; der Uebergang über den Fluß wurde erzwungen, und die Vertheidigungslinie getrennt, mit bedeutendem Verlust von beiden Seiten. Das Corps, bei dem sich Durand befand, ward von seinem Schlosse abgeschnitten, und mußte sich in entgegengesetzter Richtung zurückziehen. Ein zweiter, nicht minder lebhafter,

Angriff zerstreute den Rest der französischen Milizen, und die Orte, worein sie sich zum Theil noch fechtend warfen, fielen in die Gewalt der Sieger. Die durch den Widerstand des Landvolkes gereizten Truppen begingen einige Unordnungen; die Anführer selbst glaubten, durch ein Beispiel der Strenge die Einwohner von der Theilnahme an dem Kriege abschrecken zu müssen. Man sah einige Dörfer brennen; auch Durand's Schloß, vor dessen Thoren noch bis zuletzt gefochten wurde, schien in Flammen zu stehen.

Der alte Durand sah aus der Ferne diesem furchtbaren Schauspiele zu. Seine Tochter war in dem Schlosse; sie hatte es, seiner dringenden Ermahnung ungeachtet, nicht verlassen wollen. Ihr Vater war um sie in unaussprechlicher Beängstigung. Zum Glücke wurde der Abschluß eines Waffenstillstandes angekündigt, der ihm erlaubte, seine peinliche Stellung zu verlassen, und Adelen zu Hülfe zu eilen. Auf dem Wege schon hörte er, daß sein Schloß von russischem Militär besetzt sey, und daß man den Anführer, der bei dem Angriffe gefallen, schwer verwundet in dasselbe gebracht habe. In seinem Hause an-

gelangt, wies man ihn in eines der obern Zimmer, wo seine Tochter sich bei dem verwundeten Officier befände. Als er in das Zimmer trat, sah er Adelen an der Seite des Verwundeten stehen, mit dem Verbande seines rechten Armes beschäftigt. Der junge Mann lag auf einem Ruhebette, blaß und erschöpft von dem erlittenen Blutverluste; er hatte seinen Blick, worin sich Verwunderung und zunehmendes Wohlwollen ausdrückten, auf Adelen gerichtet, welche, ohne auf ihn zu achten, bloß in ihr Geschäft vertieft war. In der edlen Gesichtsbildung des verwundeten Officiers war etwas, das den alten Durand unwillkührlich anzog; er glaubte, diese Züge, oder ähnliche, schon einmal gesehen zu haben, und trat näher, seinen interessanten Gast zu begrüßen. — Adele, die nun ihren Vater erblickte, flog an seinen Hals. Von ihr erfuhr er, daß er die Rettung seines Schlosses und vielleicht die ihrige, dem Edelmuthe des fremden Officiers zu danken habe, der, selbst schwer verwundet, die ergrimmten Soldaten zurückgehalten, für den Widerstand, welchen sie vor Durand's Schlosse gefunden, an seinem Eigenthum und Blute Rache zu nehmen.

Während Adele noch sprach, trat ein vornehmer Officier, von seinen Adjutanten und dem Wundarzte begleitet, in das Zimmer. Er näherte sich dem Verwundeten, den er mit dem Namen Fedor begrüßte, mit vieler Theilnahme, und befahl dem Arzte, die Wunde des Lieutenants zu untersuchen, und alle seine Kunst zu dessen Heilung aufzubieten. Fedor machte eine abwehrende Bewegung, als sich der Wundarzt seines verbundenen Armes bemächtigen wollte, indem er einen Blick voll Innigkeit auf Adelen warf, welche, dieß bemerkend und hoch darüber erröthend, an ihres Vaters Seite stand. Durand und der fremde General, deren Beachtung dieses stumme Spiel nicht entgangen war, schienen die Bedeutung desselben fast zu gleicher Zeit zu errathen. Der General wendete sich zu dem Hausherrn, und sagte scherzend: »Mein junger Freund scheint hier einen Arzt gefunden zu haben, in den er mehr Vertrauen setzt, als in den Feldscheer. Indessen kann ich unsern Chirurg zur Beihülfe empfehlen; er ist ein geschickter Mann, und wird den Anordnungen des schönen Doktors nicht im Wege seyn.« — Durand stimmte in den aufgeweckten Ton des Generals

mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit ein; die ganze Gesellschaft ward in Kurzem so vertraut und frohen Muthes, als ob hier lauter Freunde und alte Bekannte versammelt wären. Ehe sich der General mit seinen Begleitern entfernte, empfahl er Herrn Durand, und besonders der schönen Adele, seinen jungen Freund auf's dringendste. »Sie würden einen Mann in ihm kennen lernen,« sagte er, »den es mehr koste, ein Feind der Franzosen zu seyn, als es Sie kosten würde, ihn sich zum Freunde zu machen; der es nicht nur werth sey, in diesem Lande gastfrei und milde behandelt zu werden, sondern der auch ein Recht dazu habe; einen Mann, brav wie sein Degen und treu wie Gold, den er, der General, aber halb und halb schon als einen Ausreißer betrachte, und welchen er nicht einmal darum schelten könne, so leid es ihm auch thun würde, einen seiner besten Officiere und seiner liebsten Freunde zu verlieren.«

Adele war in großer Verlegenheit während dieser räthselhaften Standrede, deren Sinn Fedor's feurige Blicke deutlich genug zu erklären schienen. Dennoch lag etwas so ungemein Zartes in dem Betragen des jungen Officiers, und

besonders hatten seine Worte einen so edlen Ausdruck von Bescheidenheit und Sanftmuth, daß sie von der raschen Liebesbewerbung, wofür sie die Rede des Generals und Fedor's bedeutungsvolle Blicke halten mußte, unmöglich verletzt werden konnte. Herrn Durand schien die Verwirrung, worin er seine Tochter sah, so wenig zu mißfallen, daß er es sogar darauf anlegte, dieselbe noch zu vermehren. Als der General fort war, und der Wundarzt Anstalt machte, Fedor's Verband noch einmal genauer zu untersuchen, ermahnte er seine Tochter, mit Hand an's Werk zu legen, indem er sich selbst schnell entfernte, damit die Kunstverständigen, wie er sagte, mit dem Patienten allein und ungestört wären.

Fedor's Wunde war nicht gefährlich, aber doch bedeutend genug, um eine sorgsame, vielleicht ziemlich lange Behandlung zu fordern. Das Corps, zu dem er gehörte, sollte schon am nächsten Tage den Marsch fortsetzen; es ward daher ausgemacht, daß Fedor in Durand's Schlosse zurückbleiben, und daselbst seine Genesung abwarten solle. Durand zeigte sich sehr erfreut über diese Entscheidung; denn seine Theil-

nahme an dem jungen Fremdling war durch Alles, was er von den andern Officieren zu dessen Lobe gehört hatte, ungemein erhöht worden, und er hoffte nun Gelegenheit zu finden, dem edlen Manne einen Theil des Dankes abzutragen, zu dem er sich gegen ihn verpflichtet fühlte. Adele hingegen war ungewöhnlich still, als sie sich mit ihrem Vater allein befand, nachdem sie einen Theil des Abends, in Gesellschaft des Chirurgs und ihres Kammermädchens, bei dem Verwundeten zugebracht hatte. Sie zog sich bald in ihr Schlafgemach zurück, ohne mehrere Fragen und Bemerkungen ihres Vaters, dessen Lebhaftigkeit mit ihrem Ernste seltsam abstach, recht gehört, oder besonders passend darauf geantwortet zu haben.

Am andern Morgen war es schon ziemlich spät, als Adele in Fedor's Zimmer trat, um ihre übernommene Krankenpflege zu verrichten. Der Verwundete hatte eine unruhige Nacht gehabt, und schien heute schwächer als gestern. Bei Adelens Eintritt flog eine leichte Röthe über seine blassen Wangen. Seine großen, dunkeln Augen hafteten einige Sekunden unbeweglich auf ihr; es war, als ob er sich von der Ge-

wißheit ihrer Gegenwart überzeugen wollte. Sie näherte sich ihm schweigend, mit einem etwas verschämten Gruße, und fragte dann: ob der Wundarzt schon hier gewesen? Er bejahte es, indem er den neuen Verband seines Armes zeigte, von dem er sagte, er drücke ihn ein wenig. Adele lockerte die Schleife, und indem ihre Hand, den kranken Arm untersuchend, sanft herabglitt, faßte sie die seinige, um den Puls zu fühlen. Ihre Blicke begegneten einander. Der anfangs schwache Puls erhob sich in starken, ungleichen Schlägen. Adele zog ihre Hand zurück, und schlug die Augen nieder. — »Sie scheinen etwas Fieber zu haben,« sagte sie nach einer Pause; »hat der Arzt Ihnen nichts zum Trinken verordnet?" — Fedor deutete auf eine Flasche Limonade, die auf dem Tische stand. Adele schenkte ein, und nachdem sie, den Trank versuchend, ein wenig davon genippt, reichte sie ihm das Glas hin. Er setzte es begierig an seine Lippen, und sog in langsamen Zügen den erquickenden Trank, bis das Glas geleert war. — »Ich fühle mich unaussprechlich wohl,« sagte Fedor, als ihm Adele das Glas wieder abnahm; »nie ahnete ich, welche Genüsse selbst

das Kranksehn hat!« – »Man ist genügsamer,« erwiederte Adele lächelnd, »wenn man krank und schwach ist; darum erfreut uns dann auch der kleinste Genuß.« — Fedor warf einen glühenden Blick auf Adelen; aber, plötzlich in sich zurückkehrend, sagte er traurig, beinahe düster: »Genügsam — ja, Mademoiselle! das ziemt mir zu seyn. Ich bin es nicht immer; krank wie gesund. Erinnern Sie mich ja daran, wenn ich es vergesse!«

In dem Augenblicke trat Durand herein. Der Abzug der fremden Truppen, den er mit angesehen, machte ihn sehr heiter. Seine muntere Laune ließ ihn nicht bemerken, daß seine Ankunft die jungen Leute in einige Verlegenheit setzte. Die Unterredung, die er unterbrach, hatte eben angefangen, einen Gang zu nehmen, welcher Beiden das Bedürfniß fühlbar machte, einander mehr zu sagen. Der Alte scherzte bloß über die ernsthafte Miene seiner Tochter. Er fragte sie: ob sich etwa bedenkliche Symptome bei dem Kranken zeigten? Er hoffe das Beste von ihren Heilmitteln, und denke schon daran, welchen Lohn sie etwa von dem Genesenen für ihre Bemühung verlangen könnte. — Nachdem

er sich übrigens sehr theilnehmend um Fedor's Befinden erkundigt hatte, forderte er seine Tochter auf, wenn ihr Pflegling versorgt sey, mit ihm die Runde bei ihren armen Nachbaren zu machen, unter denen es auch manche Verwundete gebe. »Der Herr Lieutenant,« setzte er hinzu, »sey, wie er hoffe, nicht so sehr der Feind ihres Landes, um es ihnen zu verdenken, wenn sie die Pflichten der Menschlichkeit auch an denen übten, welche Er und die Seinigen in die Lage versetzt hätten, Hülfe zu bedürfen.« — Diese Worte schienen auf Fedor einen tiefen, beinahe erschütternden Eindruck zu machen. »Eilen Sie,« rief er nach einem kurzen, finsteren Schweigen, »eilen Sie, mein Herr! ich beschwöre Sie! Sie wissen nicht, welche Wohlthat Sie mir erzeigen, wenn Sie sich Ihren guten Landsleuten nicht länger um meinetwillen entziehen!«

Nach einigen Tagen aufmerksamer Behandlung, während welcher Fedor zu größerer Ruhe und strenger Abgezogenheit angewiesen war, und daher auch von Adelen und ihrem Vater seltener besucht wurde, erklärte der Arzt, daß sein Kranker frei von Fieber, und die Heilung der Wunde im besten Gange sey. In Fedor's Be-

nehmen gegen Adelen war seit dem kurzen, aber bedeutungsvollen Auftritte, den er am zweiten Morgen seines Hierseyns mit ihr allein gehabt hatte, ungleich mehr Zurückhaltung sichtbar. Jetzt, da der Wundarzt seine baldige Herstellung angekündigt, sprach er, wiewohl mit einer gewissen Scheu, von seiner nahen Abreise. Adele erschrak merkbar, und wurde glühendroth, als sie sich ihrer Bewegung bewußt ward. Doch Durand, welcher ihr zur Seite stand, machte ihrer Bestürzung mit kurzen Worten ein Ende. Der Herr Lieutenant, sagte er, sey ihm von dessen General zur Obhut übergeben, und dürfe sein Haus nicht eher verlassen, bis er und seine Tochter ihn freisprächen. — Fedor wollte etwas einwenden; aber der Alte ließ ihn nicht zur Rede kommen, und da Adele mit liebenswürdiger Zuthätigkeit sich seines kranken Armes bemächtigte, um etwas an seinem Verbande zu verbessern, ergab er sich der freundlichen Gewalt, indem er sagte; »Wohlan, ich bleibe! Mög' es Sie nie gereuen, den Heimathlosen festgehalten zu haben, als er noch fähig war, sich von Ihnen loszureißen.«

Es wurden nun alle Anstalten zu einem län=

geren Aufenthalte Fedor's in Durand's Hause getroffen. Die Zurückhaltung, welche bisher in seinem Benehmen zu bemerken war, verlor sich allgemach; ein von allen Seiten natürliches, freies, anständiges Verhältniß bildete sich zwischen der kleinen Gesellschaft, und wenn hier und da eine zärtlichere Empfindung sich offenbarte, so geschah es auf die angenehmste Weise, von gefallsüchtiger Berechnung und leidenschaftlicher Heftigkeit gleich weit entfernt. Dem Lieutenant erlaubte die zunehmende Besserung seiner Wunde, das Zimmer zu verlassen, und sich in Schloß und Garten nach Wunsche zu ergehen. Er that es oft allein, zuweilen auch in Adelens Begleitung. Wenn er so in den Gängen des wohlgepflegten Gartens, oder auf der Terrasse des Schlosses, welche die Aussicht über die ganze malerische Landschaft beherrschte, neben seiner lieblichen Wirthin ging oder saß, bemächtigte sich seiner wol manchmal eine unbestimmte Sehnsucht. Sein Auge ruhte abwechselnd auf den heiteren Weinhügeln, den fruchtbaren Flächen und buschigen Thälern, die ihn umgaben; dann fiel zuweilen sein Blick auf seine reizende Gefährtin, die ihm als die Göttin dieser Fluren

erschienen seyn würde, wäre sie auch nicht die Erbin, und im Grunde jetzt schon die Gebieterin, derselben gewesen. — Hier zu leben in harmloser, nützlicher Thätigkeit, mit einem Weibe, wie dieß, beglückt und beglückend, — welch ein Loos, wenn der Himmel es ihm beschieden hätte! — Da fragte etwa Adele nach anderen Ländern, die er gesehen; ob sie schön wären, wie Frankreich; nach seiner Heimath, seinen Aeltern, den Jahren seiner Kindheit, die ihr selbst so heiter vorübergegangen. Er antwortete mit kurzen, zweideutigen Worten. Doch einmal, als wieder seiner Heimath und Frankreichs erwähnt wurde, sprach er bewegt: »Ich habe keine Heimath; meine Aeltern kannte ich nicht. Das Land aber, das sie bewohnten, ist schön wie Frankreich, und man sagte mir, sie seyen einst reich und glücklich gewesen. Ich war Erbe mehrerer Güter, diesem vielleicht ähnlich, und bestimmt, ein ruhmwürdiges Geschlecht fortzusetzen. Jetzt diene ich einem fremden Herrn, und einer unwillkommenen Rache; ich weiß nicht, wohin das Schicksal mich führt, und ob meine reiferen Jahre glücklicher seyn werden, als meine unerfreuliche Jugend.« — Adele hörte ihm mit inniger Theil-

nahme zu. Er schien ihr so edel, so liebenswürdig; sie meinte, sie müsse ihm sagen: »warum bleibst du nicht hier, und theilest mit uns, was wir haben?« — Da kam ihr Vater. — Fedor's Stirn entwölkte sich; die Unterhaltung wendete sich zu allgemeinen Gegenständen. Die muntere Laune des gutherzigen Alten wußte den Empfindungen der Liebenden die Farbe des Scherzes zu geben, und in dem Genusse einer heiteren Gegenwart vergaßen sie, daß zu ihrer vollen Zufriedenheit noch etwas zu wünschen übrig sey.

Vater Durand hatte indessen die Beobachtungen geendigt, von deren Resultat er die Ausführung eines Entschlusses wollte abhängen lassen, der nach und nach in ihm zur Reife gekommen war. Vom ersten Augenblicke an hatte ihm der junge Fremde ein großes Interesse und das herzlichste Wohlwollen eingeflößt. Die Erkundigungen, die er bei Fedor's Kriegsgefährten noch am Morgen ihres Abmarsches über dessen Charakter eingezogen, konnten nicht befriedigender seyn. Selbst das Wenige, was er von Fedor's dunkler Herkunft erfuhr, vermehrte den Antheil, den er an seinem Schicksale nahm. Er

war, so viel man wußte, eine älternlose Waise, wahrscheinlich ein Schweizer von Geburt, und in Rußland zum Militärdienst erzogen. Immer war es Durand's Lieblingsgedanke gewesen, daß ein armer, redlicher, wo möglich seiner Aeltern und seines Vaterlandes beraubter, junger Mensch sein Eidam und der Erbe seiner Besitzungen werden sollte. Die wechselseitige Neigung, die er zwischen seiner Tochter und dem jungen Fremden entstehen und wachsen sah, versetzte ihn daher in die angenehmste Stimmung. Er glaubte in den Vorfällen, welche Fedor'n in sein Haus und in die Nähe seiner Tochter geführt, die Hand der Vorsehung zu erblicken, von deren weiser Fügung er die Erfüllung seiner liebsten Wünsche stets allein erwartet hatte. Die Herzen der Liebenden waren einig, dies entging Durand's Scharfsinne nicht, auch nicht der innere Kampf der Bescheidenheit und des Edelmuthes, der Fedor'n bisher gehindert hatte, seinen Empfindungen Worte zu geben, oder sich von Adelens Gegenliebe für überzeugt zu halten. Es war Zeit, diesem Zustande der Unentschiedenheit ein Ende zu machen. Ein äußerer Umstand, den Durand beinahe vergessen hatte, und der sich

ihm jetzt um so unangenehmer aufdrang, gab hierbei den Ausschlag.

Die Familie St. Flour war seit dem Treffen an der Saone aus der Gegend verschwunden. Dem Vernehmen nach hatte der Baron mit seiner Gemahlin und seinem hoffnungsvollen Sohne den Weg nach Paris eingeschlagen, um so theure Personen in Sicherheit zu bringen, und zugleich dem Mittelpunkte der Politik näher zu seyn. Durand wünschte sich Glück, von einer so lästigen Nachbarschaft befreit zu seyn, und dachte nicht weiter an sie. Jetzt trafen Briefe von der Baronin an ihn und seine Tochter ein, welche ihre nahe Zurückkunft meldeten. Auch Victor hatte ein zierliches Billet an Adelen beigelegt, voll der zärtlichsten Hochachtung und Freundschaft. Das Gefühl, womit Adele diesen Brief empfing, war über allen Ausdruck widrig; so tief hatte sie es noch nie empfunden, wie verhaßt ihr dieser Mensch sey. Durand zögerte nun nicht länger, sich ganz ohne Rückhalt gegen seine Tochter zu erklären. Er sprach deutlich aus, was sie schon seit einiger Zeit errieth: — seine Absichten mit Fedor'n, und den festen Entschluß, nie seine Einwilligung zu

einer Verbindung mit der Familie St. Flour zu geben. Es wurde ihm jetzt nicht schwer, Adelen zu überzeugen, daß ihre Mutter selbst jeden Gedanken dazu würde aufgegeben haben, wenn sie diese Menschen in ihrer ganzen Niedrigkeit kennen gelernt hätte. Was ihr Vater von Fedor'n sagte, erfreute Adelen auf's innigste; sie selbst hätte die Vorzüge des Geliebten nicht beredter schildern können. Daß sie geliebt sey, wußte sie lange; daß er es ihr nie gestanden, auch nicht, wenn die Gelegenheit noch so günstig schien, hätte sie wol manchmal ungeduldig machen mögen: aber diese Zurückhaltung war seiner Lage, seinem edlen Charakter so angemessen! Er ward ihr dadurch nur um so viel theurer und achtungswerther. Jetzt nahm es Durand auf sich, den stummen Liebhaber zur Erklärung zu bringen. Adele schmiegte sich verschämt an die Brust ihres Vaters, indem sie ihr ganzes Geschick in seine Hände legte.

Die Art, wie sich Durand von nun an gegen Fedor'n betrug, konnte diesen über die wohlmeinenden Absichten des Alten nicht länger im Zweifel lassen. Zugleich mußte ihn Adelens ganzes Benehmen überzeugen, daß die zärtliche Nei=

gung, die er für sie empfand, von dem holden Geschöpfe erwiedert werde. Die unverhoffte Gewißheit, geliebt zu werden, und diejenige, die er liebte, zu besitzen, machte ihn selbst in erhöhtem Grade liebenswürdig. Der zurückhaltende, ernste, zuweilen düstere Fedor wurde mit einem Male offen, zutraulich und munter. Er sprach nicht von seiner Liebe, aber alles an ihm athmete sie. Adele war ganz glücklich; und ihr Vater, der die Einigkeit der Liebenden nun vollendet sah, genoß im Stillen des Triumphes seiner wohlwollenden Absichten, den Tag erwartend, wo er die Hände der Glücklichen für immer vereinigen würde. Die Friedensgerüchte, die sich seit Kurzem verbreiteten, vermehrten noch Durand's heitere Stimmung; er hoffte, vielleicht schon in wenig Tagen, ein öffentliches und häusliches Fest zugleich zu feiern.

So vergingen mehrere Tage, die schönsten, welche diese drei guten Menschen noch erlebt hatten. — Es war ein überaus angenehmer Herbstabend. Adele saß mit Fedor'n an dem Klavier, abwechselnd mit dem Spiele und mit vertraulichen Gesprächen sich unterhaltend. In einiger Entfernung von ihnen saß Durand, die

Zeitungen lesend. Er unterbrach seine Lektüre von Zeit zu Zeit, um Fedor'n zu sagen, was sie enthielten. Schon wollte er die Blätter aus der Hand legen, als er noch einmal hineinblickte, und, wie von einer unglaublichen Nachricht überrascht, das Papier dem Gesichte näher brachte, als wolle er sich überzeugen, ob er auch recht gelesen. Nachdem er die Stelle noch einmal mit angestrengter Aufmerksamkeit betrachtet, ward er blaß, sah eine Weile starr vor sich hin, und ließ die Hände in den Schooß sinken. Dann warf er einen scheuen Blick auf das liebende Paar, das seiner nicht zu achten schien, stand schnell auf, griff nach den Zeitungen, die ihm entfallen waren, und verließ das Zimmer. — Adele, die ihn gehen hörte, wachte aus ihrer Zerstreuung auf; sie wollte ihm folgen, aber Fedor hielt sie zurück. Er hatte eine Romanze auf das Pult gelegt, die er von ihr singen zu hören wünschte. Die Romanze sprach, in dem Wechselgesang eines Troubadours und seiner Dame, die zarteste Sehnsucht einer gegenseitigen glücklichen Liebe aus; der naive Ausdruck in den halben Geständnissen der Dame schien den schüchternen Liebhaber zu größerer Kühnheit

aufzumuntern; die Antwort des Troubadours athmete die sanfte Gluth des süßesten Verlangens. Adele sang den Anfang mit kunstfertiger Unbefangenheit; nach und nach erwärmte sich ihr Gefühl, und von der Macht der Worte, der Musik und ihrer eigenen Empfindung überwältigt, saß sie endlich in holder Verwirrung da, die letzten Töne kaum verständlich von den glühenden Lippen hauchend. Fedor hatte seinen Arm um sie geschlungen; er sank auf seine Knie, und drückte den ersten innigen Kuß der Liebe auf ihren halbgeschlossenen Mund. — Da trat Durand in die Thür. Nach einer kurzen Ueberlegung näherte er sich langsam, mit ernsten, theilnehmenden Blicken, dem sich selig dünkenden Paare. Die jungen Leute erhoben sich, weniger betroffen, als verwundert über den feierlichen Ernst des sonst so frohsinnigen Alten. Durand faßte die Hand seiner Tochter, und sprach mit großer Milde: »Laß uns allein, gutes Kind! Ich habe mit dem Herrn Lieutenant zu sprechen.« — Adele war sehr bestürzt über dieses unerwartete Verlangen, und über den Ton, womit es vorgebracht wurde; Fedor nicht minder. — »Sey ruhig, Adele!« sagte ihr Vater; »ich bil-

lige deine Liebe, Du weißt es. Aber geh' nun, Kind, geh'; laß mich mit Deinem Fedor sprechen.«

Als Adele entfernt war, stand Durand noch eine Weile schweigend, indem er Fedor'n mit ruhigem, prüfenden Blicke betrachtete. — »Der Krieg, Herr Lieutenant,« fing er dann an, »hat Sie aus weiter Ferne mit den Feinden meines Landes in mein Haus geführt. Ich habe Sie als einen edlen jungen Mann kennen gelernt. Sie lieben meine Tochter, meine Tochter liebt Sie; ich habe Sie zu meinem Eidam bestimmt.« — Fedor machte Miene, etwas zu sagen. — »Unterbrechen Sie mich nicht, lieber junger Mann!« fuhr Durand fort; »Noch fragte ich nicht, in welchem Stande Sie geboren sind, nicht einmal, aus welchem Volke Sie stammen? Ich glaube nicht, daß Sie reich sind.« — »Ich bin arm,« fiel ihm Fedor in's Wort, »ganz arm.« — »Sie hatten Ursache,« erwiederte der Alte,« mich für einen wohlhabenden, für einen reichen Mann zu halten. Ich w a r es, glaubte wenigstens es zu seyn, vor wenig Augenblicken noch; — ich bin es nicht mehr!« — »Wie, mein Herr!« rief Fedor; — »welches Unglück?« —

»Kein Unglück,« antwortete Durand; — »eine Begebenheit, die ich in anderen Umständen für ein Glück angesehen hätte, die ich lange gewünscht, fast eben so lange nicht mehr erwartet habe, und die ich auch jetzt noch nicht ungeschehen wünschen kann, obwohl sie mich zum armen Manne, und mein einziges, geliebtes Kind vielleicht auf immer sehr unglücklich macht.« — »Um des Himmels willen!« rief Fedor mit größter Theilnahme, »was ist geschehen, mein Herr? Was haben Sie erfahren? Wie, durch wen können Sie eine solche Begebenheit, hier, in dieser Stunde erfahren haben?« — »Durch ein kleines Avertissement in den Zeitungen,« erwiederte Durand, »welches mir die Gewißheit gibt, daß Jemand, den ich seit zwanzig Jahren für todt hielt, noch lebt, daß er sich in Frankreich befindet, und, wie ich hoffe, bald hier seyn wird, um dieses Landgut und alle meine Habe, als sein Eigenthum, in Besitz zu nehmen. Doch — dieß ist nicht der Ort, Ihnen hierüber noch mehr zu sagen. Ich fürchte die Nähe und die Unruhe meines armen Kindes. Noch ist sie auf einen so unerwarteten Schlag nicht vorbereitet. Kommen Sie, mein Herr! folgen Sie mir in den

Garten! Ich habe Ihnen eine Geschichte zu erzählen, die bisher noch keine lebende Seele von mir erfuhr. Daß ich sie Ihnen jetzt mittheile, wird Ihnen mein Vertrauen nicht weniger beweisen, als es der Entschluß thun konnte, Sie zum Gatten meiner einzigen Tochter zu wählen.«

Durand führte den erstaunten Fedor in einen abgelegenen Theil des Gartens, wo er ihn unter dem Sternenhimmel auf einer Bank neben sich Platz nehmen ließ. — »Ich war ehemals,« fing er zu erzählen an, »ein gemeiner Handwerker in Paris. Meine erste Frau besaß einiges Vermögen, aber auch mehrere Kinder aus einer früheren Ehe. Mein Fleiß und meine Redlichkeit wurden von Gott gesegnet, und von meinen Mitbürgern vielleicht höher geachtet, als sie verdienten. Ich galt etwas in dem Quartier der Stadt, in welchem meine Werkstätte lag; und in den unruhigen Zeiten der Revolution nahmen Gemeine und Vornehmere zuweilen ihre Zuflucht zu Meister Etienne, dem Böttcher, um ihnen mit Rath und That hülfreich zu seyn. Da ich einige Zeit Militärdienste gethan, wählte man mich zum Officier der Nationalgarde. Ich habe in dieser Eigen-

schaft manche Unordnung abgewehrt, manchen Frevel gehindert, ohne in der Meinung des Volkes und seiner Führer für einen weniger zuverlässigen Patrioten zu gelten. Leider gehörte es zu meiner Amtspflicht, die Beschlüsse der Municipalität und der Revolutionsgerichte, so weit sie den Dienst der Nationalgarde betrafen, in Ausführung zu bringen. Oft erhielt ich Befehl, die Municipalitäts-Beamten und die Kommissäre des Gerichts in die Häuser der Verdächtigen zu begleiten, und die unglücklichen Opfer der Tyrannei und der Parteiwuth in das Gefängniß zu führen. Eines Abends brachte mich ein solcher Auftrag in das Haus eines Edelmannes, der in der Nähe meiner Werkstätte einen Garten besaß, und den ich zuvor in einigen Geschäften meines Gewerbes kennen gelernt hatte. Der Befehl war äußerst streng; er lautete auf die Verhaftung des Edelmannes und seiner Angehörigen, auf die Wegnahme seiner Papiere, Gelder und Kostbarkeiten, und auf die Versiegelung der durchsuchten Wohnung. Als wir in's Haus traten, fanden wir es, außer einem alten Portier und dem Hausherrn selbst, von seinen Bewohnern verlassen. Der Letztere

begegnete uns auf der Treppe, im Begriff herabzugehen. Man führte ihn zurück, und forderte ihm die Schlüssel seines Schreibpultes und der Schränke ab, worin sich seine Kostbarkeiten und andere Sachen von Werth befanden. Die Kommissäre begaben sich in die inneren Gemächer, um ihre Beute in Beschlag zu nehmen. Meine Mannschaft ward zur Besetzung des Einganges und der Treppen vertheilt; die Bewachung des Hausherrn selbst wurde mir anvertraut.«

»Kaum sah sich der Unglückliche mit mir allein, als er sich in größter Hast und Bangigkeit mit folgenden, leise gesprochenen Worten an mich wandte: »Meister Etienne! ich kenne Euch als einen ehrlichen Mann. Nehmt dieses Portefeuille; es enthält mein bares Vermögen, das ich so glücklich war, erst heute Nachmittag einzuziehen. Verbergt es, und bringt es, wenn Ihr's mit Sicherheit thun könnt, meiner geflüchteten Gemahlin. Ihr findet ihren Aufenthalt und was Euch sonst noch zu wissen nöthig ist, auf einem beiliegenden Blatte angezeigt. Nehmt, nehmt, und rettet die Meinigen! ich bin nicht zu retten.« — Ich suchte ihm Muth

einzusprechen, und zögerte, das Portefeuille anzunehmen; aber er drang es mir mit konvulsivischer Heftigkeit auf. In dem Augenblicke hörten wir das Geräusch von Fußtritten. Ich verbarg geschwind das Portefeuille, und entfernte mich von meinem Gefangenen, der sich aus Schwäche auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Gleich darauf kam einer der Kommissäre zurück, dann auch der andere; sie schienen mit dem, was sie gefunden, nicht ganz zufrieden. Nach einigen Fragen nahmen sie den Gefangenen in ihre Mitte, luden mich ein, ihnen mit meiner Mannschaft zu folgen, und verschlossen die Wohnung. Am Thore des Hauses stand ein Wagen, in den die Kommissäre mit dem Unglücklichen stiegen. — Seitdem sah ich ihn nicht mehr; er ward innerhalb vier und zwanzig Stunden abgeurtheilt, und mit sechszehn Unglücksgefährten zugleich hingerichtet.«

»Gott, Gott!« rief Fedor erschüttert: »In vier und zwanzig Stunden!« — »Diese Schnelligkeit der Justizmorde,« erwiederte Durand, »war damals an der Tagesordnung. — Ich fand in dem Portefeuille die Summe von 450,000 Franken in englischen Banknoten und

anderen guten Papieren, auf den Inhaber lautend. Es war, nach der beiliegenden Rechnung, der Ertrag von verkauften Juwelen und ausländischen Fonds. Ein anderes Blatt bezeichnete ein Landhaus, in einiger Entfernung von Paris, als den nächsten Aufenthalt der geflüchteten Dame, auch den Weg, den sie weiter nehmen werde; empfahl aber die größte Vorsicht bei der Ausführung des an sie übernommenen Auftrages, damit die Unglückliche, im Fall einer Entdeckung, nicht auch dieses letzten Eigenthumes beraubt werde. Eine beigesetzte Bemerkung warnte besonders gegen einen Verwandten, dessen Habsucht und Arglist die Familie ihren Untergang beizumessen habe. — Nach drei Tagen nahm ich einen Vorwand, um eine kleine Reise zu machen, und eilte nach dem bezeichneten Landhause. Die Dame hatte es, auf die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gemahls, in größter Bestürzung verlassen. Wohin sie sich mit ihrem Kinde und einem alten Diener gewendet, wußte Niemand. Auch auf dem Wege, den das Papier angab, war keine Spur von ihr zu entdecken. Ich konnte, ohne Verdacht zu erregen, für jetzt nicht länger von

Paris wegbleiben, und kehrte daher mit schwerem Herzen zurück. — Da ich seit einiger Zeit Witwer und mein ältester Stiefsohn in den Jahren war, das Gewerbe zu übernehmen, das mir seine Mutter zugebracht hatte, so übergab ich es ihm und seinen Geschwistern mit vollem Eigenthum, entschlossen, meine ganze Zeit und Aufmerksamkeit der unglücklichen Familie zu widmen, welche die Vorsehung durch eine außerordentliche Verwicklung des Zufalls an mich gewiesen zu haben schien. Der Weinhandel, den ich nach der Trennung von meinen Stiefkindern für eigene Rechnung fortsetzte, gab mir Gelegenheit, Paris auf längere Zeit zu verlassen, und meine Flüchtlinge in verschiedenen Richtungen aufzusuchen. Ich fand endlich ihre Spur auf dem Wege nach Deutschland. In einer kleinen Stadt am Rhein erfuhr ich mit Gewißheit, daß die noch unstät umherziehende Familie da gewesen, und durch die Krankheit der Mutter einige Tage zurückgehalten worden sey; von dort habe sie sich nach Norddeutschland gewendet, wo sie in Kassel oder Hannover zu verweilen gedenke. Der Reisende eines mir wohlbekannten Handlungshauses nahm es auf sich,

die Auswanderer in Deutschland aufzusuchen, und ihnen eine Summe Geldes zu überbringen, welche ich vorgab, dem verstorbenen Gemahl der Dame schuldig zu seyn. Ich selbst eilte nach Paris zurück, wo das Interesse der Familie meine Gegenwart in anderer Hinsicht nothwendig machte.«

»Die eingezogenen Güter des Geächteten wurden bereits zum Verkauf ausgeboten. Ich setzte die mir anvertrauten Gelder mit gehöriger Vorsicht in Landeswährung um, und war so glücklich, den bei Weitem größten und vorzüglichsten Theil jener Güter ungefähr für die Summe zu erstehen, welche mir von dem ehemaligen Eigenthümer derselben war übergeben worden. — Kaum hatte ich dieß Geschäft zu Stande gebracht, als ich von meinem Korrespondenten in Deutschland die Nachricht erhielt: er habe die ausgewanderte Familie in Kassel allerdings angetroffen, aber erst, nachdem die Mutter gestorben und eben begraben war; der kleine Sohn sey ebenfalls bedenklich krank, und die Aerzte zweifelten an dessen Aufkommen; er habe in diesen Umständen, und da er selbst weiter reisen müsse, die von mir erhaltene Summe

dem alten, treuen Diener des Hauses übergeben, welchem er aufgetragen, mir über Alles umständlicher zu schreiben. Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich eine weitere Nachricht erhielt; endlich kam ein Brief von dem erwähnten alten Diener, und zwar nicht mehr von Kassel, sondern von einer Poststation nächst Leipzig. Der Alte bestätigte darin alle Angaben meines Handlungs-Korrespondenten, zeigte den inzwischen erfolgten Tod seines jungen Herrn an, schloß die Berechnung der Krankheits- und Leichenkosten bei, und übersandte sogar den Rest des von mir empfangenen und nicht verbrauchten Geldes, indem er, wie er beifügte, keinen Anspruch darauf habe, auch keinen rechtmäßigen Erben der Verstorbenen kenne. — Seitdem habe ich nie mehr etwas, weder von jener unglücklichen Familie, noch von diesem alten Diener erfahren können, so viel Mühe ich mir auch gab, wenigstens den letzteren ausfindig zu machen, um ihn für seine Ehrlichkeit und Treue zu belohnen. Denn, daß er ein durchaus ehrlicher, treuer Mensch sey, bezeugten Alle, die ihn noch aus dem Hause seiner ehemaligen Herrschaft kannten. — Indessen war die Nach-

richt, die er mir gab, falsch, und er selbst ein Betrüger. Sein junger Herr, dessen Tod er mir meldete, lebt, und ist in Frankreich. Er ist der Erbe dieses Schlosses und aller meiner Besitzungen, die ich ihm zu übergeben bereit bin, sobald er sich über seine Geburt wird ausgewiesen haben, — wozu ich ihn unverzüglich in denselben Zeitungsblättern, durch welche ich sein Daseyn erfuhr, auffordern werde.«

Fedor hatte dieser Erzählung vom Anfange an mit gespannter Aufmerksamkeit und mit großer innerer Bewegung zugehört. Gegen das Ende derselben war er aufgestanden, und hatte sich einige Schritte weit entfernt, als ob er seine Empfindungen vor Durand verbergen wollte. Nachdem dieser eine Weile geschwiegen, näherte sich ihm Fedor, und sagte: »Sie sind also entschlossen, Herr Durand, sich selbst und Ihre liebenswürdige Tochter aller Glücksgüter zu berauben, welche Sie seit zwanzig Jahren mit dem redlichsten Bewußtseyn besaßen, die Sie mit so viel Klugheit erworben, mit so viel Edelmuth verwaltet haben, um diese Güter einem jungen Menschen zu überlassen, der nichts von Ihnen und von seinen Ansprüchen wußte, und

der des Opfers, das Sie ihm bringen wollen, vielleicht gar nicht werth ist?« — »Wie, mein Herr!« erwiederte Durand, »sagte ich Ihnen nicht, daß dieser junge Mensch der Sohn und Erbe des rechtmäßigen Eigenthümers ist, des Mannes, mit dessen mir anvertrautem Gelde ich diese Güter von der Ungerechtigkeit des Staates zurück kaufte?« — »Es ist ein außerordentlicher, sehr außerordentlicher Fall,« sagte Fedor in sich selbst vertieft, »ein Fall, worin das Glück eben so arm und ohnmächtig erscheint, als die Rechtschaffenheit reich und machtvoll, ein Fall, Herr Durand, der denjenigen, zu dessen Glücke er ausschlägt, eben so sehr vor Ihnen demüthigen muß, als er Sie in seinen Augen erhöht.« — »Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr!« antwortete Durand, »aber ich thue nur, was ich nicht lassen kann, und was schwerlich so vielen Lobes werth ist, weil das Gegentheil zu thun, eine hängenswerthe That wäre.« — »Sie nannten mir den Edelmann noch nicht,« sagte Fedor zögernd; »kein Mensch weiß um Ihr Geheimniß.« — »Ich weiß darum,« rief Durand lebhaft, »das ist genug, Herr Lieutenant! der Edelmann heißt —« —

»Nennen Sie ihn noch nicht!« fiel ihm Fedor in's Wort; »wie, wenn der junge Mann seine Abkunft nicht beweisen könnte? wenn sich ein Fremder, ein Unwürdiger in diese Besitzungen eindrängte? wenn Ihre Tochter, dieses theure, dieses liebenswürdige Geschöpf — « — »Meine Tochter!« seufzte Durand; »das ist das Böse bei der Sache! Sie leidet, sie verliert; — verliert nicht bloß Geld und Gut, — vielleicht Glück und Ruhe! — dieß allein, Herr, betrübt mich, schlägt mich nieder. Was kümmerte mich sonst der Verlust aller Reichthümer der Welt!« — »Edler, edler Mann!« rief Fedor, indem er Durand heftig an seine Brust drückte. — »Still, mein junger Freund!« entgegnete der Alte in sanftem, etwas traurigen Tone, »denken Sie nicht zu gut von mir. Ich habe mehr gefehlt, und war vielleicht selbstsüchtiger, als Sie glauben. Die Liebe zu meiner jungen Frau, und zu dem Kinde, das sie mir schenkte, untergrub die Strenge meiner Grundsätze. Nie war ich in meinem Innern vollständig überzeugt, daß der rechtmäßige Erbe meiner Besitzungen todt sey. So lange ich daran zweifelte, durfte und wollte ich meine Tochter nicht als die Erbin

derselben betrachten. In der That sah ich mich stets nur als den Verwalter jener Besitzthümer an; und wenn, außer den gesetzlichen Erben, Jemand ein Recht auf deren Nutznießung hatte, so war es die Armuth und das Unglück. In diesem Sinne verwendete ich lange Zeit die Früchte meines zufälligen Reichthums. Doch allmälig änderte sich dieß Alles. Eitelkeit und Leichtsinn drangen in mein Haus ein; Adele ward als ein Schooßkind des Glückes erzogen: ich hatte nicht den Muth, der warnenden Stimme zu folgen, die in meinem Innersten mir davon abrieth.« — »Adele ist so bescheiden als liebenswürdig,« sagte Fedor, »und wird das glänzendste Loos, das sie mit einem Manne theilt, noch durch ihre Tugenden überstrahlen.« — »Aber sie wird die Dürftigkeit nur mit Mühe ertragen,« erwiederte Durand, »und den armen Mann, der sich mit ihr verbindet, vielleicht nicht glücklich machen. — Guter Fedor! ich darf es Ihnen nicht verbergen: die arme Adele ist nicht mehr das vollkommene Geschöpf, das Ihnen die reiche zu seyn schien. Werden Sie selbst es gleichgültig ansehen, wenn Ihr liebenswürdiges Weib mit Entbehrungen kämpfen

muß, die ihr von Kindheit auf fremd waren?«

Beide Männer schwiegen eine Zeitlang. »Und ist Adele denn arm?« hob Fedor nach einer Weile an. »Das Höchste, was Sie dem Erben jener Familie schuldig seyn können, ist die Zurückstellung der Ihnen anvertrauten Summe. Den Besitz dieser Güter, deren Werth jene Summe weit übersteigt, haben Sie Ihrer eigenen Betriebsamkeit zu danken.« — »Ward mir diese Summe anvertraut,« erwiederte Durand ernsthaft, »um damit zu meinem Vortheile zu wuchern? — Die Liebe verblendet Sie, Fedor; ich will nicht fürchten, der Eigennutz! Ich verabscheue den Gedanken, mich mit fremdem Gute bereichert, und die Mittel, welche die Vorsehung in meine Hand legte, begangenes Unrecht gut zu machen, zu meinem eigenen Nutzen verwendet zu haben. Könnt' ich es rechtfertigen, den habsüchtigen Anschlag eines Verwandten auf den Besitz dieser Güter vereitelt zu haben, wenn ich, ein Fremder, zum Nachtheil des rechtmäßigen Erben mich darin behaupten wollte?« — »Ihre Rechtschaffenheit, Herr Durand,« sagte Fedor mit gerührter Stimme, »macht alle Rücksichten der Klugheit und alle Einflüsterungen

der Selbstliebe zu Schanden. Sie belehrt mich zugleich, welche Denkungsart in diesem Falle Ihnen, und welche dem Erben dieser Güter geziemte. — Aber jener Verwandte — wie verhält es sich mit ihm? Wer ist es, Herr Durand!« — »Mein Nachbar St. Flour,« entgegnete Durand, »der unwürdige Vetter des edlen und unglücklichen Marquis von Sorville.« — »Sorville!« — rief Fedor erschüttert; aber schnell sich fassend, fuhr er fort: »Also Sorville hieß der ehemalige Eigenthümer dieses Schlosses, und die Geschichte, welche Sie mir erzählten, ist die des unglücklichen Marquis und seines Sohnes?« — »So ist es!« erwiederte Durand. »Der Name scheint Ihnen bekannt; wissen Sie etwas von diesem Sohne?« — »Ich habe eines Chevaliers Sorville erwähnen hören,« sagte Fedor kaltsinnig, »der sich vor etwa einem Jahre mit mir zugleich in St. Petersburg befand.« — »Dieser Chevalier Sorville,« antwortete Durand schnell, »Sohn des Marquis gleichen Namens, ist es, der in der Zeitung aufgefordert wird, seinen Aufenthalt einem alten treuen Diener anzuzeigen, welcher ihm nach Frankreich gefolgt sey, und sehnlichst wünsche, wieder in sei-

ner Nähe zu seyn. Ohne Zweifel ist es derselbe Diener, von dem ich vor zwanzig Jahren die falsche Kunde von dem Tode seines jungen Herrn erhielt. Welchen Grund der Mann gehabt haben kann, mich auf solche Weise zu hintergehen, ist mir unbegreiflich.« — »Vielleicht,« sagte Fedor, »hielt er es zur Sicherheit seines Pfleglings für zuträglich; Ihr Stand und Ihr Ruf, als eifriger Patriot, machte ihm Ihre Theilnahme vielleicht verhaßt oder verdächtig. Der ausgewanderte Adel hatte damals wenig Freunde unter den sogenannten Patrioten des Bürgerstandes.« — »Sie können Recht haben,« erwiederte Durand. »Welches Unheil hat die Auflösung aller Bande des gesellschaftlichen Vertrauens auch hier zur Folge gehabt! — Und was sprach man von dem Chevalier? von seinem Geist und Charakter?« — »Wenig Ausgezeichnetes,« antwortete Fedor gleichgültig; »er scheint ein ganz gewöhnlicher Mensch zu seyn.« — »Dem sey, wie ihm wolle,« sagte Durand lebhaft, indem er aufstand, »er wird Eigenthümer dieses Schlosses, wenn er der Sohn des Marquis von Sorville ist. Würde ich doch sogar dem verhaßten St. Flour in diesem Besitze

gewichen seyn, hätte nicht Sorville's eigene Erklärung den Verräther für immer davon ausgeschlossen. — Doch nun, Fedor, lassen Sie uns gehen. Ich bin gefaßt genug, um meine Tochter zu sehen, und sie für heute durch irgend einen Vorwand, so gut ich kann, zu beruhigen.«

Fedor folgte dem vor ihm herschreitenden Alten in tiefen Gedanken. Als sie in Adelens Zimmer traten, erheiterten sich seine Mienen; er wollte die Geliebte durch den Ausdruck seiner Gesichtszüge schnell überzeugen, daß nichts Beunruhigendes vorgefallen sey. Auch Durand schien ruhig und unbefangen. Er sprach nur beiläufig von einem unangenehmen Vorfall, der sich hoffentlich bald zum Besten aufklären werde. Nach einer kurzen Weile trennte sich die kleine Gesellschaft; Fedor nahm den zärtlichsten Abschied von Adelen, und umarmte ihren Vater wiederholt mit großer Rührung.

Am folgenden Morgen schrieb Durand seinem Sachwalter in Paris. Er trug ihm auf, den Chevalier von Sorville, oder wenn dieß nicht gelänge, wenigstens den Verfasser der an den letzteren gerichteten Aufforderung ausfindig zu machen, und Beide einzuladen, sich unver-

züglich nach Durand's Landsitze zu begeben, indem er ihnen eine, für den Chevalier sehr wichtige und angenehme Nachricht mitzutheilen habe. Dann befahl er seinem Rentmeister, ihm die Ausweise über den Stand und Ertrag seiner Güter vorzulegen, von den Vorräthen aller Art Verzeichnisse aufzunehmen, und die Rechnungen über seine Schulden und Forderungen in's Reine zu bringen. Er selbst ordnete seine Kasse, und schloß sie ab, nachdem er für die wohlthätigen Gaben, die er wöchentlich zu vertheilen pflegte, eine Summe bei Seite gelegt hatte. — Als diese Geschäfte verrichtet waren, fühlte sich Herr Durand so leichten und frohen Muthes, daß seine Tochter, die auf sein Zimmer kam, jeden Grund seiner gestrigen Mißstimmung gehoben glaubte, und sich selbst völlig darüber beruhigte. Sie erzählte ihm nun, der General habe Fedor'n seinen Wagen geschickt, und dieser sey so eben darin weggefahren. Er habe sie an ihrem Fenster freundlich gegrüßt und ihr zugerufen, er werde bald wieder kommen.

»Das wollen wir hoffen, Kind!« sprach Durand, »obwohl eigentlich Niemand sagen kann, was nach einer Stunde geschehen, und er selbst

thun wird.« — »Wie, mein Vater?« rief Adele ziemlich erschrocken. — »Siehst du, Kind!« erwiederte der Alte. »Was sagt' ich immer? Schon die Möglichkeit eines Verlustes erschreckt dich. Und doch ist nichts natürlicher, als daß wir verlieren.« — »Nun, in diesem Sinne« — sagte lächelnd Adele. — »Im Sinne der Möglichkeit, die niemals eintrifft,« erwiederte Durand ernsthaft, »ich weiß, ja! in dem Sinne seyd Ihr feingebildeten Leute lauter Philosophen; aber nimm einmal an, Adele, daß wirklich geschähe, was ich dir als möglich vorstellte; daß unser vermeinter Reichthum z. B. sich plötzlich in Nichts auflös'te; daß ich arm würde, wie ich ehemals war, und du mit mir; daß wir dieses schöne Schloß, mit allen seinen Bequemlichkeiten und zierlichen Einrichtungen, verlassen, und in die weite Welt hinauswandern müßten, ohne zu wissen, wo wir ein Obdach finden werden: — nimm an, Adele, dieß Alles träfe nun wirklich ein; — was würdest du dann sagen, oder, noch mehr, was würdest du thun?« — Adele sah ihrem Vater eine Zeitlang in das ernste, bedeutungsvolle Gesicht, ward abwechselnd blaß und roth, und sprach: »Ich glaube, mein Va-

ter, ich würde diesen Glückswechsel ertragen, wie es Ihrer Tochter würdig ist.« — »Das hoff' ich zu Gott!« rief Durand, Adelen mit großer Bewegung in seine Arme schließend. »Ermanne dich, meine Tochter! Was du für möglich hältst, ist wahr. Wir haben nichts mehr, als uns selbst; aber das ist mehr, als was wir verlieren, wenn wir anders einen eigenen Werth haben.«

Durand erzählte nun seiner Tochter, was er in der vorigen Nacht Fedor'n erzählt hatte. Das Schicksal der unglücklichen Sorville's, die Rechtschaffenheit, die einfache Seelengröße ihres Vaters, machten den tiefsten Eindruck auf ihr Gemüth; sie vergaß sich selbst, und Alles, was sie verlor, über der Theilnahme an fremdem Unglück und über der Freude, die Tochter eines solchen Vaters zu seyn. Der Alte war nicht minder erfreut, so edle Gesinnungen und eine so ruhige Fassung bei Adelen zu finden. So viele Stärke und Selbstverleugnung hatte er ihr nicht zugetraut. Er bereute jetzt nichts mehr, und überließ sich bereits der angenehmen Vorstellung, wie sie künftig ihre Lebensweise einrichten, und vielleicht in dürftigen Umständen eines

reineren und dauerhafteren Glückes, als bisher genießen würden.

Vater und Tochter waren mit Entwürfen solcher Art beschäftigt, als man ihnen meldete, daß die Baronin St. Flour und deren Sohn angekommen wären, und ihre Aufwartung zu machen wünschten. Ein so unwillkommener Besuch war in diesem Augenblicke doppelt ungelegen. Adele wollte sich entfernen; aber Frau von St. Flour flog in das Zimmer, bevor sie es verlassen konnte. Die Baronin überhäufte Adelen mit Liebkosungen; ihr Sohn Victor war die Galanterie und Artigkeit selbst: aber es zeigte sich bald, daß Beide von gewissen Vorfällen unterrichtet, und nicht frei von mancherlei Besorgnissen seyen. Es ward des jungen fremden Officiers gedacht, dessen sich Herr Durand so großmüthig angenommen. Was noch mehr auffiel: — Frau von St. Flour sprach ganz unverhohlen von dem unerwarteten Erscheinen des Chevaliers von Sorville, eines jungen Abenteurers, wie sie sich ausdrückte, der von einer gewissen Partei unterstützt werde, und gegen dessen allfällige Ansprüche die Familien St. Flour und Durand Ursache hätten, gemeinschaftlich auf ih-

rer Hut zu seyn. Durand wurde aufmerksam; er fragte, ob man den Chevalier in Paris gesehen, welche Art von Mann er sey? Auch Adele that einige Fragen, die sich auf den Chevalier bezogen; sie hatte im Stillen einem Gedanken Raum gegeben, über dessen Wahrscheinlichkeit sie irgend eine Bestätigung zu erhalten gewünscht hätte. Einige zufällige Aeußerungen Fedor's, sein Alter, seine frühe Verwaisung, sein zweifelhaftes Vaterland, gaben ihr Anlaß zu Vergleichungen; ihre Einbildungskraft trug den Antheil, den sie an Sorville's unglücklichem Schicksale nahm, unvermerkt auf die Person ihres Geliebten über, und so drang sich ihr die Vermuthung auf, Fedor könne wohl selbst der junge Sorville seyn. Doch die Versicherung der Baronin, der Chevalier befinde sich seit vierzehn Tagen in Paris, wo er mit Intriguen aller Art beschäftigt sey, um seinen Ansprüchen auf die ehemaligen Besitzungen seines Vaters Eingang und Gewicht zu verschaffen, machten Adelens Vermuthungen ein schnelles Ende. Zum Ueberfluß entwarf Victor noch ein Bild von dem Aussehen und Benehmen des Chevalier, das nicht widriger, und dem edlen Aeußern ihres

Fedor nicht unähnlicher seyn konnte. — Auf Herrn Durand schienen indeß diese Nachrichten und Schilderungen nicht den Eindruck zu machen, welchen die Politik der Baronin und des jungen Herrn von St. Flour sich davon versprochen hatte. Er bezeigte vielmehr eine höchst unbefangene Theilnahme an dem Schicksale und der von ihnen bestätigten Zurückkunft des jungen Sorville, und erschreckte sie ganz außerordentlich durch die unerwartete Erklärung: daß, wenn der Sohn des Marquis von Sorville irgend einen gerechten Anspruch auf seine gegenwärtigen Besitzungen habe, er demselben nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen werde.

Einige andere Aeußerungen Durand's, welche sich auf den ehemaligen Heirathsplan seiner Frau bezogen, schienen der Baronin und ihrem Sohne noch mehr zu mißfallen. Er hatte es kein Hehl, daß er jenen Plan nie gut geheißen habe, und daß auch die Neigung seiner Tochter ganz und gar nicht damit übereinstimme. In den jetzigen Umständen, setzte er hinzu, werde der gnädigen Frau Baronin und ihrer Familie dieses Geständniß sehr gleichgültig seyn; denn es sey höchst wahrscheinlich, daß die rothen Wan-

gen seiner Tochter den besten Theil ihrer Mitgift ausmachen würden. — Frau von St Flour stellte sich, als ob diese Scherzhaftigkeit ihres guten Herrn Nachbars sie ungemein ergetze, gab jedoch ihrem Sohne, der noch ganz verwundert da saß, einen Wink, aufzubrechen; dann empfahl sie sich dem ehrlichen Herrn Durand und seiner schönen Tochter, die, wie sie sagte, auch in einem Bauernjäckchen, auf die beste Parthie in der ehrsamen Böttcherzunft der Vorstadt St. Martin alle Ansprüche habe. — Durand lachte herzlich, als er mit seiner Tochter allein war, über den witzigen Abschied seiner vornehmen Frau Nachbarin. »Siehst du, Kind!« sagte er, »so leichten Kaufes sind wir dieser verhaßten Bewerbung los geworden. Es gibt kein besseres Mittel, als die Armuth, um sich von der Gesellschaft der Narren und der Taugenichtse frei zu machen.«

Der Tag verging inzwischen, und es ward Nacht, ohne daß Fedor zurück kam. Auch der folgende Tag ging vorüber, und man wußte in Durand's Schlosse nicht, wo der junge Mann geblieben. Adele wurde sichtbar unruhig; selbst ihr Vater konnte den mehr als gewöhnlichen

Ernst seiner Stirn nicht zur Heiterkeit zwingen. Als der dritte Abend herannahte, ohne daß Fedor zurückgekehrt, oder auch nur eine Nachricht von ihm gekommen war, vermochte Adele ihre Thränen nicht mehr vor ihrem Vater zu verbergen. Der gute alte Mann, der neben seiner Tochter saß, und sie eine Zeitlang betrachtet hatte, zog sie an sich, und schloß sie mit großer Zärtlichkeit in seine Arme. »Ich kann nicht glauben, mein Kind,« sagte er mit gerührter Stimme, »daß wir uns in ihm getäuscht haben, daß auch er uns verläßt, weil du arm bist, und ich ein ehrlicher Mann bin. Aber wenn es wahr wäre, was deine Thränen vorahnend zu bedeuten scheinen, wenn dich Fedor verließe, nach dem was Du ihm, was ich ihm seyn sollten, — nach dem Vertrauen, das ich ihm, der selbst arm und eine Waise war, im Glück und Unglück bewies: — dann, Adele, beschwör' ich dich, dann zeige, daß du meine Tochter und ein starkes Mädchen bist! Du hast dann an ihm nicht mehr verloren, als an dem elenden Staub, den unsere Füße treten, um dessentwillen er und alle Anderen uns allein geschmeichelt, und dem wir mit Verachtung den Rücken kehren, weil eine

ganze Welt solchen Staubes und solcher Menschen nicht werth ist, daß eine großmüthige Seele sich auch nur einen Augenblick um ihren Verlust bekümmert!« — Adele weinte heftig, aber still, an der Brust ihres Vaters. Dann stand sie auf, indem sie seine Hand an ihre Lippen drückte, und verließ, ihm schmerzlich lächelnd zunickend, das Zimmer, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen.

Am nächsten Morgen brachte ein reitender Bote ein Schreiben von Durand's Sachwalter, worin ihm dieser die unverzügliche Ankunft eines Bevollmächtigten des Chevaliers von Sorville meldete. Wenige Stunden nachher traf dieser Bevollmächtigte, von einem Advokaten begleitet, wirklich ein. Es war ein Greis von schlichtem, fast ärmlichen Ansehen, aus dessen kleinen, grauen Augen eine seltsame Mischung von Trübsinn und Mißtrauen hervorblickte. Der Advokat legte die Vollmacht vor, auf seinen Begleiter lautend, nebst einem gerichtlichen Zeugniß über die Aechtheit der Handschrift und über die Identität der Person des Chevaliers von Sorville, einzigen Sohnes des verstorbenen Marquis dieses Namens, als Ausstellers der

Vollmacht. Sie wären gekommen, sagte der Advokat, die wichtige Nachricht zu vernehmen, welche Herr Durand dem Erben des Marquis mitzutheilen hätte, und darüber eine rechtskräftige Urkunde abzufassen. — »Und wo ist der Chevalier selbst?« fragte Durand. »Was ich ihm zu eröffnen habe, ist bedeutend genug, um die Mühe seiner persönlichen Anwesenheit zu lohnen.« — »Er wird hier erscheinen,« erwiederte der Advokat, »sobald wir ihm über den Erfolg unserer Sendung werden Auskunft ertheilt haben.« — »Sie würden ihn doch nicht erkennen, Herr Etienne Durand,« sagte der Greis, »da Sie mich, den alten Diener seines Vaters, nicht erkannt haben.« — »In der That,« antwortete Durand, indem er den Alten aufmerksam betrachtete, »ich fange an, mich Eurer Gesichtszüge zu erinnern, ehrlicher Jerome, denn so, wenn ich nicht irre, nanntet Ihr Euch in einem Briefe, den ich vor vielen Jahren von Euch erhielt.« — »Claude Jerome Lagrange, wie die Vollmacht besagt,« erwiederte der Alte. — »Nun wohl, Herr Jerome Lagrange,« fuhr Durand fort, »ich will Euch nicht verhehlen, was ich dem Sohne des Marquis von Sor-

ville mitzutheilen habe, obschon ich Euch mit Eurer eigenen Handschrift beweisen könnte, daß dieser Sohn seit zwanzig Jahren todt und begraben ist. Sagt mir indessen doch, Herr Lagrange, was Euch bewog, mir damals ein solches Mährchen aufzuheften, wodurch Ihr allein Schuld war't, daß Eurem Herrn so lange entzogen blieb, was sein ist, und dessen er dadurch leicht auf immer hätte beraubt werden können?« — »Herr Durand,« erwiederte Jerome nach einigem Besinnen, »ich müßte lügen, wie ich damals log, wenn ich nicht gestände, daß ich zu jener Zeit weit schlimmer von Ihnen dachte, als ich seit Kurzem von Ihnen zu denken Ursache zu haben glaube. Ich hielt Sie, mit einem Wort, für einen so argen Jakobiner, als irgend einer in Frankreich zu finden war, und würde das Leben eines Sorville vor Ihnen und Ihresgleichen nirgends in der Welt für sicher gehalten haben, wenn ich nicht jede Spur seines Daseyns Ihren Nachforschungen entrückt hätte.« — Durand sah den Alten, in dessen Gesichtszügen sich auch jetzt noch eine Art von Scheu und Argwohn abmalte, lange mit einem mitleidigen Blicke an, und sagte, indem er ihn

bei der Hand faßte: »Nun denn, Lagrange, hört meine und Eures ehemaligen Herrn Geschichte; erfahrt, wozu ich entschlossen bin, und längst entschlossen war, und urtheilt dann, ob ich der Mann bin, für den Ihr mich gehalten habt.»

Als Jerome gehört hatte, in welchem Verhältnisse Durand mit seinem unglücklichen Herrn gestanden, und was er für dessen Sohn zu thun Willens sey, brach er, nach einem langen, nur durch Seufzer und innere Erschütterungen unterbrochenen Stillschweigen in seltsame Verwünschungen gegen sich selbst aus, bat abwechselnd Durand und seinen abwesenden jungen Herrn um Verzeihung, und endigte damit, seinen Begleiter zu ersuchen, er möge vor Allem zu Protokoll nehmen, daß er (Claude Jerome Lagrange) ein boshafter Narr, und Herr Etienne Durand der rechtschaffenste Mann in Frankreich sey. Von der Aussage und Erklärung Durand's wollte er nichts zu Papier bringen lassen; der gute Wille seines Nachbars Etienne, sagte er, sey eine bessere Bürgschaft, als alle Urkunden und Verbriefungen der vier Fakultäten zusammengenommen. Dann griff er nach Hut und Stock, und trieb seinen Begleiter an, ihm zu

folgen. Er müsse seinem Herrn entgegen, rief er, und ihm erzählen, was hier vorgegangen sey. Morgen würden sie Alle wieder kommen, und von Herrn Durand hören, wie er es mit der Uebergabe der Güter halten wolle. Damit rannte er fort, und warf sich nebst seinem Begleiter in den Wagen, der sie hergebracht hatte, und nun schnell hinwegfuhr.

Durand, welchen Jerome's wunderliches Betragen mehr als alles Andere überzeugte, daß der Sohn des Marquis von Sorville wirklich am Leben sey, und schon am folgenden Tage bei ihm eintreffen werde, machte nun im Stillen Anstalten zu der bevorstehenden Uebergabe. Er dachte mit Adelen für's Erste zu einem seiner Pächter zu ziehen, dessen Haus in der Nähe des Schlosses lag, und den er, wegen seines Fleißes und seiner Redlichkeit, vor Andern stets als seinen Freund betrachtet hatte. Was seine Tochter von ihren Sachen mit sich nehmen wollte, überließ er ihrer Wahl, er selbst packte nur ein Paar Sonntagsröcke nebst einiger Wäsche und seiner alten Uniform von der Nationalgarde zusammen, auch vergaß er sein altes Böttcherwamms sammt Kappe nicht, die er noch

immer zum Andenken aufbewahrte. Uebrigens machte ein kleines Kapital von einigen tausend Franken, das Ersparniß von seinem früheren Gewerbe, welches er stets abgesondert von seinem großen Vermögen gehalten, die Grundlage aus, worauf er sein und seiner Tochter bescheidenes Glück in Zukunft zu bauen gedachte, oder womit er der Letzteren, im schlimmsten Falle, einen Nothpfennig zu hinterlassen hoffte. Adele, die das Vorhaben ihres Vaters kannte, und ihn dabei so ruhig beschäftigt sah, folgte mechanisch seinem Beispiele; aber in ihrem Herzen war nichts von seiner rüstigen Freudigkeit. Sie schien nichts zu hoffen und nichts zu wünschen; eine stille, tiefe Trauer war über ihr blasses Gesicht verbreitet, und während sie einige ihrer einfachsten Kleider, wenige Bücher und Musikalien in einen kleinen Koffer zusammenlegte, ward sie einige Male schwach und mußte sich setzen, um sich zu erholen. Von Fedor'n sprach sie und ihr Vater nicht mehr; aber dieser, der den Zustand seiner Tochter sah, war in seinem Innersten verletzt und erschüttert. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er sein Gemüth von Bitterkeit gegen die Menschen erfüllt, und noch we-

niger der Anblick der Gegenwart, als die Betrachtung der Zukunft war es, was ihn bekümmerte. Der Gedanke, daß er Adelen, dieses liebenswürdige, nur allzu schwache, gefühlvolle Kind, in einer Welt voll Falschheit, Undank und Niedrigkeit bald allein werde zurücklassen müssen, ohne Schutz und Führer, so wenig ausgerüstet zu einem Kampfe mit solchen Widerwärtigkeiten, — dieser Gedanke schlug den Muth des sonst so starken Mannes nieder, und er fühlte sich in diesem Augenblicke wahrhaft unglücklich.

Während Vater und Tochter, von solchen Empfindungen erfüllt, in dem schon dunkelnden Zimmer still und traurig neben einander saßen, ward es laut im Hofe des Schlosses. Ein Wagen hielt bei'm Aufgange, und Jerome's Stimme ließ sich auf der Treppe vernehmen. Gleich darauf stürzte er mit dem Freudenrufe in die Thür: »Er ist da! er ist da! Mein Herr kommt, ehrlicher Durand!« — Adele stand schnell auf, um sich zu entfernen, und Durand trat mißmüthig den Ankommenden entgegen, indem er sagte: »Mir däucht, es wäre auch morgen noch Zeit zu dem Geschäfte gewesen, das Euch herführt,

und Euer Herr hätte nicht nöthig gehabt, noch spät am Abend die Ruhe meines kranken Kindes zu stören.« — »Adele!« rief eine Stimme, und ein junger Mann in französischer Uniform drängte sich durch seine Begleiter, und stürzte zu Adelens Füßen, die, ihn erkennend, ohnmächtig in seine Arme sank. Es war Fedor, von dem fremden General und dessen Adjutanten begleitet. — »Was ist das?« rief Durand, vor Erstaunen außer sich. Doch bald errieth er den Zusammenhang, und die innigste Freude trat an die Stelle des Erstaunens. — Adele schlug die Augen auf; sie richtete sie, erst zweifelnd, dann mit dem stillen Entzücken der Befriedigung und Zuversicht, auf ihren Geliebten und auf ihren Vater, der seine Tochter aus Fedor's Armen empfing und mit sprachloser Wonne an sein Herz drückte. — Der General hatte sich inzwischen den Freudetrunkenen genähert. »Ich habe ihn Euch entführt,« sagte er zu Durand und zu Adelen, »und so lange zurückgehalten, um zuvor Alles auszugleichen, was zu einem vollständigen und reinen Verständniß zwischen so seltenen Menschen nöthig zu seyn schien. Fedor ist seinem Vaterlande wieder gegeben, und in

seiner Geburt und seinen Rechten anerkannt; aber er will nur der Freundschaft des großmüthigen Durand verdanken, was dessen strenge Rechtlichkeit dem Fremden als eine Schuld zu entrichten gedachte. Es war mein Gedanke, Herr Durand, Ihnen diesen wunderlichen Alten zu senden, ehe sich Ihnen Sorville selbst zu erkennen gab. Daß Ihr Edelmuth auch die Vorurtheile dieses gutherzigen Menschenfeindes überwand, ist nicht der geringste Triumph, den Ihr Charakter über uns Alle davontrug.«

Durand stand in der Mitte des kleinen Kreises, der ihn umgab, bald den Einen, bald den Andern mit wohlgefälligen Blicken betrachtend. »So ist es wol auch die mißtrauische Vorsicht dieses ehrlichen Verfälschers,« sagte er, mit einem lächelnden Blick auf Jerome, »die unserm Freunde Sorville den Namen Fedor gab, um ihn mir und Meinesgleichen unkenntlich zu machen?« — «Nein,« erwiederte Sorville, »diesen Namen legte ich mir selbst bei, als ich mit der russischen Armee nach Frankreich zog; darum rief Jerome, der davon nichts wußte, mich unter meinem Geschlechtsnamen in den Zeitungen auf. Was übrigens auch Sie, Vater Durand,

und ich selbst dem Kopfe des ehrlichen Jerome zu verzeihen haben mögen, seinem Herzen und seiner unermüdlichen Treue danke ich meine Erhaltung. Er fristete mit seinem kargen Erwerb meine hülflose Kindheit, und war mein Erzieher, bis es ihm gelang, mich in eine Militärschule Rußlands zu bringen.« — »That er das?« rief Durand. »Nun denn, braver Jerome, so laßt uns ehrlich theilen! Die größere Hälfte des Lobes, das mir so reichlich gespendet wird, gebührt Euch, alter Freund; denn Ihr habt Eurem Herrn Leben, Gesundheit und gute Sitten erhalten, ich nur ein wenig Geld und einige Hufen Landes.« — »Und das,« fiel Sorville ein, indem er Adelens Hand ergriff, »was mir theurer als das Leben und alle Reichthümer ist, — das Herz und die Hand dieses Engels. Ihren Segen, mein zweiter Vater!« — »Ich segne Euch, meine Kinder!« sagte Durand mit ernster Rührung: »Seyd rechtschaffen; — für das Uebrige laßt Gott sorgen!«

III.

Die Fingerzeige der Vorsehung.

Ein Cyklus moralischer Erzählungen.

Von Thomas West.

(1818.)

In dem Landhause meines Freundes Norberg entstand eines Tages, eben als sich die Gesellschaft von dem Mittagsmahl erhoben hatte, eine unruhige Bewegung im Hofe und von der Gartenseite her, deren Ursache man sich nicht sogleich zu erklären wußte. Bediente und Gartenknechte liefen ab und zu, bald auch Mägde aus der Küche und der Meierei, bis endlich die Kinderwärterin mit großem Geschrei und mit der Nachricht in den Saal stürzte, daß die Kammerjungfer der gnädigen Frau sich in dem großen Teiche ertränkt habe. Der Schreck war allgemein; die meisten Gäste, mit dem Hausherrn an der Spitze, eilten in den Garten, dem Teiche zu. Dort hatte der Sohn des Gärtners, ein gewandter, hübscher Bursche, bereits den Nachen von dem Ufer losgemacht, und steuerte, in Begleitung eines Gartenknechtes, gegen die Stelle hin, wo der Unfall geschehen war. Man suchte mehrere Minuten lang mit Stangen und Schiffs-

haken auf dem Grunde des Teiches, ohne eine Spur des Körpers zu finden.

Unter den Gästen, welche in den Garten gekommen und jetzt an dem Orte, wo man die Verunglückte suchte, versammelt waren, befand sich auch der Doktor G., ehemaliger Badearzt in T***, der sich seit Kurzem in Wien angesiedelt hatte. Er war ein feiner, unterrichteter Mann, und dem Herrn und der Dame des Hauses, von ihren Badereisen her, wohl bekannt. Der Doktor bezeigte an dem unglücklichen Vorfalle eine mehr als gewöhnliche Theilnahme. Er schien äußerst unruhig, als die Ertränkte längere Zeit nicht aufgefunden wurde. Plötzlich erscholl der Ruf von dem Nachen, man sey auf den Körper gestoßen; bald hernach sah man die weißen Kleider auf der Wasserfläche, und endlich den Körper selbst mit vieler Mühe in den Nachen heben. Der Doktor schrie, man möchte die Verunglückte schnell an das Ufer bringen. Als es geschehen war, machte er sich mit merklicher Ungeduld unter den Umstehenden Raum, um den Zustand der, allem Anscheine nach schon ganz Leblosen, zu untersuchen, und in der Eile die Mittel anzuwen-

den, welche zu ihrer Rettung vielleicht noch möglich waren.

Nach einer kurzen Weile erklärte Doktor G., daß er zwar noch kein sicheres Kennzeichen von Leben entdeckt habe, daß aber Grund genug vorhanden sey, die Möglichkeit eines Wiederauflebens anzunehmen. Er verlangte daher, man solle die Scheintodte in das nächste Gemach des untern Stockwerkes bringen, um alle Versuche, sie wieder in's Leben zurück zu rufen, mit größter Sorgfalt und nach allen Regeln der Kunst vornehmen zu können.

Während Doktor G. und einige Andere, die ihm zur Hand gingen, mit diesen menschenfreundlichen Versuchen beschäftigt waren, zeigten sich mehrere Gäste und fast die ganze Dienerschaft eifrig bemüht, die wahrscheinliche Ursache einer so verzweifelten Handlung zu entdecken, bei welcher Gelegenheit von der armen Kammerjungfer Manches erzählt und behauptet wurde, wovon ihre Herrschaft vorher nie etwas gehört noch bemerkt hatte. Die Kinderfrau gab, nicht eben sehr verblümt, zu verstehen, Jungfer Jeannette sey immer sehr verliebten Temperaments gewesen, und habe, besonders seit einiger Zeit,

ein Auge auf den hübschen Gärtnerburschen gehabt, der ihr aber, spröd' und eitel wie er sey, kein Gehör gegeben. Ein witziger junger Herr ermangelte nicht, eine Nachfolgerin der Sappho in dieser Andeutung zu erkennen, und ein schon ziemlich mannbares Fräulein ward dadurch veranlaßt, sich nach dem Aussehen des neuen Phaon etwas näher zu erkundigen. Der größere Theil der Gesellschaft kam unvermerkt in eine aufgeweckte Stimmung. Als bald nachher Norberg selbst die Nachricht brachte, Jeannette habe unverkennbare Anzeichen von Leben und zurückkehrendem Bewußtseyn gegeben, und der Arzt hoffe, sie bis gegen den Abend ganz zu sich selbst zu bringen, zeigte sich in der Gesellschaft fast allgemein die Neigung, denselben Unfall, der kurz vorher Jedermann in Schrecken versetzt hatte, zu einem Gegenstande der Belustigung zu machen.

Die meisten Gäste schickten sich indeß allmälig an, in die Stadt zurückzukehren. Nach ein paar Stunden befand sich, außer dem Doktor G., meinem Freunde, dem ehrwürdigen Herrn Gregorius Palmer und mir, kein Fremder mehr auf Norberg's Landsitz. Jeannette war körperlich außer Gefahr, aber ihr Gemüth schien

destomehr angegriffen. Sie verrieth zuerst eine seltsame Betroffenheit und Bestürzung, sich, ungeachtet des Vorsatzes und der That, welche sie ausgeführt hatte, wieder unter Menschen und bekannten Gegenständen zu finden. Als sie sich deutlicher bewußt wurde, daß ihr Vorhaben mißlungen, und sie bei'm Leben erhalten worden sey, überfiel sie eine innere Angst und Beschämung, die sich in einem heftigen Zittern, einem wilden, beinahe konvulsivischen Umherschweifen der Blicke, und in einer Art von Stammeln ausdrückte, als fürchte sie, durch die Sprache den Zustand ihrer Seele zu verrathen. Endlich gleichsam ihres Elends völlig gewiß und darein sich ergebend, versank sie in ein düsteres Hinstarren und Schweigen, worin der Arzt für nöthig hielt, sie für's erste nicht zu stören. Man gab ihr eine der Mägde zur Wärterin, und ließ sie einige Stunden allein.

Doktor G. schien sehr ernst und nachdenklich über den Gemüthszustand der Kranken. Er that einige Fragen an Frau von Norberg über Jeannettens früheres Temperament und Betragen, und ob in den Vorfällen der letzten Zeit kein Anlaß zu der gewaltsamen Gemüthsstörung

zu bemerken gewesen, welche man als die Ursache ihrer verzweifelten Handlung und ihres jetzigen Seelenzustandes annehmen müßte? Frau von Norberg berichtete, das Mädchen sey immer etwas still und zur Melancholie geneigt, aber fleißig und gutwillig gewesen, auch habe man nie eine besondere Neigung zu Liebeshändeln, oder einen verdächtigen Umgang mit Männern an ihr bemerkt, obwol die alte Susanne jetzt eine sehr alberne Geschichte dieser Art glauben machen wolle. Das Einzige, was sie (Frau von Norberg) an Jeannetten öfters zu tadeln gefunden, sey ihr unmäßiger Hang zum Lesen von Romanen und anderen kopfverwirrenden Büchern, deren man mitunter die seltsamsten, z. B. Jakob Böhme's Schriften, in ihren Händen bemerkt habe.

»Das wäre allenfalls allein genug,« sagte Palmer, »den Verstand einer armen Kammerjungfer wirbelnd zu machen, und sie kopfüber aus dem Fenster oder in einen Teich zu stürzen, wo das Wasser am tiefsten ist.«

»Wenn nicht etwa doch eine geheime Liebelei und deren, vielleicht ernsthaftere, Folgen der Grund von Jeannettens Verzweiflung und Gei-

steszerrüttung sind,« erwiederte der Doktor, »so ließe sich die Sache allerdings auch nach Ihrer Voraussetzung erklären. Ich habe leider beobachtet, daß manche Selbstmorde, besonders in der neuesten Zeit, keine andere Veranlassung hatten, als irgend eine verrückte Idee oder Einbildung, welche die Unglücklichen entweder aus ihrer eigenen Unvernunft, oder aus den Reden und Schriften anderer Tollhäusler geschöpft hatten.«

Der Gegenstand war zu anziehend, um nicht länger dabei zu verweilen. Norberg äußerte mit Nachdruck sein Bedauren, ja seinen Abscheu über die höchst niederschlagende Wahrnehmung, daß die unglücklichen Fälle dieser Art, in allen Ländern von Europa, von Jahr zu Jahr noch häufiger werden. Er schrieb die Ursache dieser traurigen Erscheinung vorzüglich dem, stets fühlbarer werdenden, Mangel an wahrer Verstandesbildung, und an einer daraus entspringenden planmäßigen Thätigkeit zu, welche unter allen Klassen der Gesellschaft einem unruhigen Treiben und Jagen nach Glück und Auszeichnung, der leidigen Projektmacherei und einer Art von allgemeinem Pharaospiel mit den Zwecken des Le-

bens, Platz gemacht habe. Palmer suchte den Grund des Uebels vornehmlich in den Gebrechen der moralischen und religiösen Erziehung unserer Zeitgenossen, in den verworrenen Theorien und verkehrten Grundsätzen mancher Schriftsteller und akademischer Lehrer, endlich in der Lauheit vieler seiner eigenen Amtsbrüder, von denen man mit Wahrheit sagen könnte, daß die Worte des Lebens auf ihren Lippen erstürben. Er fragte, ob man in den Vorträgen der Schulleute und Akademiker, ja, selbst in denen der Kanzelredner, praktische Gegenstände von solcher Art und Wichtigkeit oft genug, und überhaupt mit dem Ernste und auf die eindringende Weise abhandeln höre, wozu die Sache selbst, und die tägliche Wiederkehr solcher schrecklichen Vorfälle jeden, zur öffentlichen Erbauung und Lehre verpflichteten Mann auffordere? Was die Schriftsteller, besonders die Verfasser von Romanen und Theaterstücken, betreffe, so überlasse er es mir, die Vertheidigung ihres Verfahrens in dieser Hinsicht zu übernehmen, wenn ich anders glaubte, daß es zu vertheidigen sey.

Ich konnte nicht läugnen, daß manche Schriftsteller, selbst sehr ausgezeichnete, von dem Vor-

wurfe, zur Verschlimmerung dieser Krankheit des Zeitalters beigetragen zu haben, nicht frei zu sprechen seyen. In mehreren unserer berühmtesten Romane sey, wie ich nicht in Abrede stellen könne, der Selbstmord als eine ganz natürliche, sittlich gleichgültige, in gewissen Umständen unserer innigsten Theilnahme würdige Handlung, mit der hinreißendsten Beredsamkeit der Leidenschaft dargestellt, und diese verführerische Sophisterei eines eben so weichlichen als vernunftwidrigen Egoismus sey nicht bloß dem, von seinen krankhaften Gefühlen übermannten Helden des Romans in den Mund gelegt; der Autor selbst stimme dieser sophistischen Ansicht bei, und scheine, in behaglicher Betrachtung seines dichterischen Erzeugnisses, nicht einen Augenblick durch die Befürchtung gestört zu werden, daß solche Lehren und Beispiele die verderblichsten Wirkungen auf die unverwahrten Gemüther seiner jüngeren Leser hervorbringen müssen.

»Lassen Sie mir den Werther unangefochten,« sagte Frau von Norberg; »die Wahlverwandtschaften gebe ich Ihnen allenfalls Preis.«

»Und doch,« erwiederte ich, »ist gerade bei

jenem berühmten Werke der nicht zu entschuldigende Mangel eines Korrektivs gegen den schädlichen Eindruck, welchen eine so glühende Schilderung auf viele Leser machen könnte, von sehr achtungswerthen Beurtheilern strenge gerügt worden. Lessing, der den Werther bewunderte, wie wir, konnte dem, damals noch sehr jungen Dichter diese Gleichgültigkeit gegen die moralische Wirkung seines Romans nicht verzeihen.«

»Der Dichter,« bemerkte Herr von Norberg, »fand vielleicht noch nicht Zeit, Lessing's Forderung in Erwägung zu ziehen, oder er glaubte wol auch, durch den Beisatz eines solchen moralischen Korrektivs dem ästhetischen Interesse seines Werkes zu viel Abbruch zu thun. — Aber machen es denn unsere neuesten Tragödiendichter nicht noch um Vieles ärger? In ihren Augen ist die Selbstentleibung, wäre es auch die eines kopf- und charakterlosen Phantasten oder eines gemeinen Verbrechers, nicht nur eine sittlich-gleichgültige, sondern eine der Bewunderung höchlich würdige That, welche als tragisches Motiv dem eigentlichen Zwecke des Trauerspieles — der tragischen Erhebung des Gemü-

thes — und allen Forderungen des Aristoteles vollkommen entspricht.«

»Die großen Tragiker des Alterthums,« fiel Palmer ein, »waren hierin anderer Meinung. Sie hielten den Selbstmord nur in sehr wenigen, genau bestimmten Umständen und Gemüthslagen ihrer Helden, der tragischen Behandlung werth und fähig; in den Umständen und der Gemüthslage zum Beispiel, worin sich Ajax, der Telamonide, befand, als er, um der Schmach seiner wahnsinnigen That zu entgehen, sich in Hektor's Schwert stürzte. Der Tod des Herkules und der Antigone kann, wie Sophokles Beider Umstände darstellt, kaum freiwillig genannt werden.«

»So ist es in der That,« fuhr ich fort, »die grauenvolle Selbstentleibung der sich schuldbewußten Phädra und der Jokaste haben die weisen Dichter tief in den Hintergrund der Trauerspiele gestellt, worin sie keinesweges die tragischen Hauptpersonen sind. Eben so verhält es sich bei'm Shakspeare, der es sogar verschmäht hat, den über den Selbstmord grübelnden Hamlet, ja, den verruchten Macbeth und den schrecklichen Richard selbst, durch ihre eigene Hand

fallen zu lassen. Othello entleibt sich, um die blinde Raserei seiner blutdürstigen Eifersucht zu bestrafen. Romeo und Julie überheben sich wenigstens, in dem tiefen Irrthume ihrer Leidenschaft, der unglückseligen That nicht, zu der sie von einem unvermeidlich scheinenden Verhängniß angetrieben werden.«

»Ob der Dichter des Romeo und der Juliette — dieser höchst verführenden Apotheose reinsinnlicher Liebesglut — in diesem Punkte leichter zu entschuldigen sey, als der Verfasser des Werther,« sagte Elisa, »wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Was aber manche unserer neuesten Tragödienhelden betrifft, so bin ich darüber völlig mit Ihnen einverstanden. Diese, den Cato und Brutus parodirenden Großsprecher, welche man uns gern für tragische Heroen aufbinden möchte, haben mich schon lange genug gelangweilt und angeekelt.«

»Das ist gerade noch das Beste an ihnen,« bemerkte Norberg; »was uns Ekel und Langeweile verursacht, kann uns schwerlich verführen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?«

»So trägt es wenigstens bei,« erwiederte Doktor G., »die schlaffe Gleichgültigkeit zu ver-

mehren, womit wir solche unsinnige und verabscheuungswürdige Handlungen der unsittlichsten Selbsttäuschung, von Jugend auf, zu betrachten gewohnt sind. Unstreitig haben Sie in den Bemerkungen, welche Jedes von Ihnen vorbrachte, einen Theil der Ursachen angegeben, deren unheilbringender Einfluß vereinigt dahin gewirkt hat und zu wirken fortfährt, die Gräuel der Selbstmorde in unseren Tagen immer häufiger zu machen, und diese verderbliche Krankheit der Zeit selbst unter Menschenklassen und Lebensaltern zu verbreiten, welche dieser Seuche bisher unzugänglich geblieben. Lassen Sie uns jedoch keinem besondern Stande der Gesellschaft mehr Schuld an dieser traurigen Erscheinung beimessen, als billiger Weise auf seine Rechnung kommen kann. Was auch Einzelne aus dem Stande der Erzieher, Volkslehrer und Schriftsteller in dieser Hinsicht verschuldet haben mögen, sie sind, wie wir selbst und alle jetzt Lebenden, die Geschöpfe des Jahrhunderts, und theilen mit uns dessen Charakter und Schwächen. Sollten *sie* allein der Vernachlässigung ihrer Pflichten angeklagt werden können, wo beinahe Niemand seine *ganze* Pflicht erfüllt,

ja die Meisten von strenger Tugendpflicht und Recht kaum einen Begriff haben? Darf, in dieser verderbten Zeit, die ernste Stimme der Religion und des Sittengesetzes sich vernehmen lassen, ohne ihre Beweggründe von dem Egoismus und der Eitelkeit zu borgen? Die Vernunft selbst sieht sich genöthigt, die Maske der Thorheit anzulegen, und ein tändelndes Spiel mit der Schellenkappe der Geckerei zu treiben, wenn sie sich unter den erschlafften, an Verstand und Willenskraft gleich sehr erkrankten Zeitgenossen Gehör verschaffen will.«

»Das ist leider sehr wahr,« sagte Palmer mit einem tiefen Seufzer, »Gott straft uns durch Thorheit für unsern Mangel an gutem Willen; die Thorheit aber bestraft sich selber.«

»Sie machen hoffentlich einige Ausnahmen, lieber Doktor?« sagte, mit einem eben so feinen als gutmüthigen Lächeln, Elisa.

»Ich sehe solche Ausnahmen vor mir,« erwiederte mit ernstem Anstande der Doktor, »und Sie wissen, gnädige Frau, daß ich so etwas nie als Kompliment sage. Aber — damit ich Ihnen meine höchste Achtung durch die größte Aufrichtigkeit bezeuge, — haben Sie sich in diesem

Augenblicke selbst befragt, wie viel von dem Adel und der Reinheit der Gesinnungen, von der Stärke und Sicherheit der tugendhaften Grundsätze und Gewohnheiten, welche Sie zu einer dieser seltenen Ausnahmen machen, — wie viel davon Sie der Erziehung, dem guten Beispiele, überhaupt einer glücklichen Verkettung innerer und äußerer Umstände zu verdanken haben, und wie viel Ihrem eigenen Verdienst?«

»Mein Herr —« sagte Elisa mit einem flüchtigen Erröthen.

»Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau!« fiel ihr Doktor G. in's Wort: »Mißverstehen Sie mich nicht, meine Herren! — Nicht, als ob ich das Verdienst verkennte oder gering achtete, einer solchen Erziehung entsprochen, solchen Beispielen nachgeeifert, und sich solcher Begünstigungen der Natur und des Glückes in so hohem Grade würdig erwiesen zu haben; — nicht, als ob ich dieses Verdienst nicht vielmehr sehr hochschätzte! Ist es doch gerade das, was wir eigentlich das unserige nennen können, was uns zu Etwas macht, oder zu Nichts. Aber wie Viele gibt es dieser Ausnahmen? und wie wenig Ursache haben selbst diese, auf das stolz zu

seyn, was sie über die Masse der Zeitgenossen emporhebt? — Am Ende ist der Beste aus uns nur dadurch gut, daß er sich nicht selbst muthwillig dem Bösen zuwandte, oder, wenn er bereits auf einen Abweg gerathen, einen Fingerzeig der Vorsehung nicht unbeachtet ließ, der ihn auf die Bahn des Rechten zurückführte. Jeder Mensch, der sich selbst kennt, weiß ungefähr, was von seinem Thun und seinem Werthe auf die Rechnung des Geschickes, und was davon auf seine eigene zu setzen ist.«

»Sie haben mir eine gute Lehre gegeben, lieber Doktor,« sagte mit bescheidener Ruhe, Elisa, »aber ich würde meine etwas muthwillige Frage nicht an Sie gerichtet haben, wüßte ich nicht, daß Sie selbst zu den entschiedensten Ausnahmen gehören, welche ich dabei im Sinne haben konnte.«

»Zu den entschiedensten? — Sie spotten meiner, gnädige Frau —« erwiederte kopfschüttelnd der Doktor.

»Wahrlich, nein! nein!« rief Frau von Norberg herzlich.

»Zwar entschieden, — in gewissem Sinne, ja!« fuhr Doktor G., halb in sich gekehrt, fort;

»was in mir etwas taugt, ist das Entschiedene. Ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen, — eine Geschichte, welche der Frage, die uns beschäftigt, und dem Falle, wovon diese Frage ausging, nahe genug liegt, und worin — doch, verzeihen Sie! ich werde schwatzhaft. Das ist sonst mein Fehler nicht; auch gehört die Sache nicht hierher.«

»O, erzählen Sie, bester Doktor!« bat Elisa. — »Helfen Sie mir ihn erbitten, meine Herren! Er weiß so interessante Geschichten!«

»Wenn Sie vollends eine interessante Geschichte erwarten —« sagte zögernd und etwas unmuthig Doktor G., als hätte er schon zu viel gesagt.

»Ohne Umstände, lieber Freund,« wendete sich nun Norberg an ihn, »thun Sie meiner Frau und mir den Gefallen! Es muß eine lehrreiche Geschichte seyn, da Sie sich in diesem Augenblicke ihrer erinnern.«

»Es ist die Geschichte eines jungen Mannes,« sagte G. nach einigem Besinnen, »den ich sehr wohl kannte, und an dem ich auch jetzt noch Theil nehme.«

»Desto besser, Freund!« antwortete Nor-

berg; »um so viel mehr Antheil werden auch wir an ihm nehmen.«

»Nun wohl,« erwiederte Doktor S., »Sie sollen die Geschichte hören. Aber zuvor will ich erst noch sehen, wie es mit unserer Kranken steht. — Wollen Sie mich begleiten, ehrwürdiger Herr? Die arme Seelenkranke möchte wol Ihres Beistandes noch mehr bedürfen, als des meinigen.«

»Von Herzen gern!« erwiederte Palmer, und stand auf, um dem Arzte zu folgen.

»Wie gefällt Ihnen unser Freund S.?« fragte mich Frau von Norberg, als der Doktor mit Palmern das Zimmer verlassen hatte.

»Mehr, als ich sagen kann,« antwortete ich; »der Mann scheint alles, was er ist, sich selbst und seiner eigenen Willensstärke zu danken zu haben.«

»Die Fingerzeige des Schicksals ausgenommen,« erwiederte Norberg, »welche, wie der Doktor ehrlich sagt, Keinem fehlen, der auf sie merken und sie benützen will. Ich vermuthe,

daß dieser treffliche Mann, der jetzt so voll innerer Haltung, und wie aus Einem Stück gegossen ist, nicht immer so einig mit sich selbst und seiner Bestimmung war. Er scheint vielmehr eine zerstreute, stürmische Jugend durchlebt zu haben, und erst durch irgend einen bedeutenden Unfall dahin gebracht worden zu seyn, in sich selbst zurückzukehren, und das Leben, nach einem neuen Plane, gleichsam von vorne anzufangen. Wahrscheinlich hat die Geschichte, die er uns zu erzählen versprach, einige Beziehung darauf. Mir ist, als ob ich etwas von einer besonderen Begebenheit gehört hätte, die sich mit ihm und seiner nachherigen Frau zutrug.«

»Er ist also verheirathet?« fragte ich.

»Mit einer sehr liebenswürdigen Frau,« antwortete Elisa, »in deren Gesellschaft wir, bei unserem zweimaligen Aufenthalte in T***, mehrere sehr angenehme Stunden zubrachten.«

»Wirklich, ein recht liebenswürdiges Geschöpf,« wiederholte Norberg, »und ihrem Manne mit einer Innigkeit zugethan, die man sehen muß. — Nun, Sie werden sie ja wol kennen lernen. — Aber kommen Sie jetzt, Freund! Ich habe über alle dem Schreck und der Unruhe ganz

vergessen, daß ich Ihnen die zwei neuen Zeichnungen zeigen wollte, die mir unser junger Maler geliefert hat. Sie sind beide nach meiner eigenen Angabe entworfen, und stellen Momente einer Begebenheit vor, deren Zeuge ich war, und von der ich allenfalls auch eine Geschichte erzählen könnte. — Nun, kommen Sie nur! Elisa ist indessen so gefällig, uns den Thee bereiten zu lassen.«

Als wir in Elisens Besuchzimmer zurückkamen, fanden wir sie mit dem Arzte und Herrn Palmer im Gespräch über Jeannettens Zustand. Das arme Mädchen schien etwas ruhiger, nahm auch einige Mal Arzenei, was sie früher mit Abscheu verweigert hatte. Ueber den Anblick des Herrn Palmer, dem sie sonst immer viel Ehrerbietung erwiesen, schien sie anfangs sehr betroffen; sie schlug die Augen verwirrt nieder und gab keine Antwort, als er sie freundlich um ihr Befinden fragte. Nach und nach, da er fortfuhr, in seinem sanften Tone, mehr an den Arzt und die Wärterin, als an sie, verschiedene

Reden, darunter auch Worte der Erbauung zu richten, wagte sie es jedoch, einige scheue Blicke gegen ihn zu erheben, und endlich schien eine wehmüthige Sehnsucht und eine Art Vertrauen zu dem würdigen Mann in ihrem beängstigten Gemüthe zu erwachen. Der Arzt, welchem diese Wendung zum Besseren nicht entging, hielt es nun für rathsam, den wohlthätigen Eindruck, den Palmers Erscheinung auf die Kranke zu machen anfing, mit Behutsamkeit zu nähren, ohne für heute einen Versuch zu wagen, sie zu einer Aeußerung über ihren Seelenzustand zu bringen, welcher einer Mittheilung noch nicht fähig schien. Indem der Doktor davon sprach, daß Herr Palmer und er selbst sie morgen wieder besuchen würden, gab er jenem einen Wink, sich zurückzuziehen. Nachdem Palmer Jeannetten noch ein paar theilnehmende Worte gesagt, welche diese mit einem schmerzlichen Lächeln erwiederte, verließen sie die Kranke in einer ungleich beruhigteren Stimmung, als Doktor G. noch kurz vorher hoffen zu dürfen glaubte.

»Der liebe, ennuyante Thee,« wie Frau von Norberg ihn nannte, wurde herumgegeben, und nachdem die Bedienten sich entfernt hatten, un-

terließ die Dame des Hauses nicht, den Doktor an sein Versprechen zu erinnern.

»Der Freund, dessen Geschichte ich erzählen will,« fing Herr G. an, »war der Sohn ehrlicher, ziemlich wohlhabender Bürgersleute. Da er der einzige Sohn und Erbe war, hatte man ihn zum Studieren bestimmt, wozu er auch hinlängliche Fähigkeiten besaß. Er machte in den unteren Klassen bedeutende Fortschritte, und galt, bei seinem Austritt aus dem Gymnasium seines Geburtsortes — eines nahrhaften Städtchens in B — n, — für ein kleines Wunder an Gelehrsamkeit. Mit dem Segen seiner Aeltern und allen Bedürfnissen sattsam ausgestattet, kam er auf der hohen Schule in der Hauptstadt der Provinz an.«

»Der junge Mensch — wir wollen ihn Albert nennen, — fand sich bald in die großstädtische Lebensweise, war aber nicht wenig verwundert, daß sich eben Niemand viel um ihn bekümmerte. Auf der Universität gab es bessere Köpfe als ihn, und sein Einkommen, obwohl es

sein Vater im Laufe des ersten Jahres verdoppelte, reichte nicht hin, den Sohn eines kleinstädtischen Rathsmannes unter den jungen Leuten der Provinzial-Hauptstadt bemerkbar zu machen. Eine Zeitlang setzte Albert seine Studien mit Fleiße fort; aber die Trockenheit mancher Gegenstände, noch mehr die Pedanterei einiger Professoren, fingen an, ihm Langeweile zu verursachen. Der Mangel an schmeichelnder Aufmunterung, an die er in seiner Vaterstadt gewöhnt war, schlug seinen Eifer nieder; unverdiente Zurücksetzungen, welche er erfahren zu haben glaubte, machten ihm die ganze akademische Einrichtung vollends verhaßt und verächtlich. Er besuchte die Kollegien weniger ordentlich; dagegen las er, ohne Auswahl, und zum Theil ohne Vorbereitung, eine Menge Bücher aus allen Fächern der Literatur, und warf sich endlich mit Leidenschaft auf metaphysische Untersuchungen, bei welchen einige der dunkelsten und gefährlichsten Schriftsteller, der älteren wie der neuesten Zeit, seine Führer wurden. Albert ward abwechselnd Materialist, Skeptiker, Idealist und Naturphilosoph. Mit der Medicin, welche er als Berufswissenschaft zu betreiben

angefangen, beschäftigte er sich von jetzt an nur nebenbei und stückweise; doch versäumte er nicht, in der Anatomie und Physiologie, deßgleichen in der Chemie und Botanik, welche ihn reinwissenschaftlich interessirten, einen guten Grund zu legen. Das Fakultätswesen verachtete Albert gänzlich; er war nicht Willens, sich promoviren zu lassen, noch eine bestimmte Beschäftigung zu ergreifen, sondern gedachte, in völliger Unabhängigkeit, seine Geistesgaben auf irgend ein großes Werk oder Unternehmen zu verwenden, wozu es, wie er sich einbildete, in einer so bewegten, verhängnißvollen Zeit, weder an Gelegenheit noch an Mitteln fehlen könnte.«

»Auf solche Weise hatte Albert alle Anlagen, ein großer Phantast, nach Umständen wohl auch etwas Schlimmeres zu werden. In seiner Lebensweise war er übrigens weniger ausschweifend und unsittlich, als regellos und fahrlässig. Er verschwendete gerade nicht, gab aber gewöhnlich mehr aus, als er hatte; daher er auch öfter in Geldverlegenheiten gerieth, woraus ihn sein Vater nicht ohne Anstrengung, und zuletzt nur durch eine eigene Pfandschuld zu be-

freien vermochte. Aus dem väterlichen Hause kamen dagegen auch von jetzt an wiederholte Klagen und Vorwürfe, welche Alberts Stolz verletzten, ohne ihn um Vieles klüger in seiner Aufführung zu machen. Eine zufällige Verbindung mit einigen jungen Leuten von ähnlicher Denk= und Lebensart, in welche er damals verwickelt wurde, trug noch mehr dazu bei, Alberts Anhänglichkeit an seine Familie zu vermindern, und ihn auf der Bahn, die er bewußtlos eingeschlagen hatte, rasch vorwärts zu treiben. Diese jungen Leute, größtentheils nicht ohne Talente und Kenntnisse, aber voll excentrischer Weltansichten, und ganz erfüllt von dem Dünkel, bei einer neuen Gestaltung der Zeitverhältnisse bedeutende Rollen zu spielen, standen, wie Albert erst nach und nach erfuhr, in einem weitverbreiteten Zusammenhange mit anderen jungen Männern und Jünglingen von gleicher Sinnesart, in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Ihr eingestandener Zweck war, das Vaterland von fremder Zwingherrschaft zu befreien, zugleich aber beschäftigten sie sich mit weitaussehenden Entwürfen zu einer gänzlichen Umgestaltung aller inneren und äußeren Verhältnisse

der Gesellschaft, ja des Lebens selbst, welche, so wie das Reich der Künste und Wissenschaften, auf durchaus neue, allein gültige Principien gegründet werden sollten. Diese Entwürfe waren zum Theil so ausschweifend und auffallend abgeschmackt, daß dem natürlichen Verstande Alberts das Ungereimte und Nichtige darin unmöglich verborgen bleiben konnte. Von der andern Seite aber schien gleichwohl manchem dieser Entwürfe und Verbesserungsplane so viel Wohlmeinendes zum Grunde zu liegen, die Begeisterung ihrer Urheber und Anhänger war so hinreißend, und schon der nächste Zweck, zu dem sie sich bekannten, war so wichtig und lobenswerth, daß mein junger Freund nicht umhin konnte, sich dem Interesse und den Absichten seiner neuen Lebensgefährten immer mehr anzuschließen.«

»Aus dem nördlichen Deutschland erscholl jetzt der Ruf eines neuen Feldzuges, und mehrere von Alberts Gesellschaftern schickten sich an, die Universität zu verlassen, um dem großen Unternehmen des Befreiungskrieges beizutreten. Albert erschöpfte seinen Kredit, um die Mittel zur Ausrüstung seiner jungen Freunde

herbeischaffen zu helfen. Er selbst nahm sich vor, ihnen so bald zu folgen, als es ihm gelungen seyn würde, von seinen Aeltern die Erlaubniß dazu, nebst einer neuen Geldunterstützung zu erlangen. — Die unerwartete Nachricht von dem Tode seines Vaters, den inzwischen plötzlich ein Schlagfluß hinweggerafft hatte, unterbrach diesen Taumel politischer Begeisterung. Ein Schreiben des einstweiligen Werkführers seiner Mutter forderte Alberten dringend auf, unverzüglich nach Hause zu kommen, indem sowohl der höchst bedenkliche Gesundheitszustand seiner Mutter, als die Lage, worin sich das Gewerbe und die Vermögensumstände der Familie befänden, seine Gegenwart unumgänglich nöthig machten.«

»Die Verlegenheit des jungen Mannes war nicht gering. Er hatte seit längerer Zeit geahnet, daß die Umstände seines Vaters entweder in Verfall gerathen, oder nie so glänzend gewesen seyn müßten, als er wol früher sich vorgestellt hatte. Zugleich liebte er seine Mutter wahrhaft; er wußte, daß ihre Gesundheit schon seit Jahren schwach und leidend gewesen, und besorgte daher, nach dem erschütternden Verluste,

den sie so eben erlitten, das Schlimmste. Der Gedanke, sie zu verlieren, vielleicht sogar, ohne sie noch einmal zu sehen, beunruhigte ihn auf's Aeußerste. Von der andern Seite konnte er kaum wagen, seinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen, ohne zuvor seine Gläubiger befriedigt zu haben, deren Forderungen in der letzten Zeit, durch seine unbedachtsame Großmuth, sehr bedeutend erhöht worden. Ein alter Freund seiner Aeltern, dem er seine peinliche Lage entdeckte, schaffte unvermuthet Rath und Hülfe. Er verbürgte sich bei Alberts Gläubigern für dessen sichere Zurückkunft, und nun eilte der junge Mann seiner Heimath zu, mit Empfindungen, die von denjenigen sehr verschieden waren, mit welchen er sie vor fünf Jahren verlassen hatte.«

»Albert fand seine Mutter körperlich so krank und hinfällig, als er befürchtet, ward aber auf's Höchste überrascht und erschüttert durch den noch trostloseren Zustand, worin er den Geist und das Gemüth dieser theuern Person erblickte. Die vollständigste Geisteszerrüttung hatte sich der Unglücklichen, gleich nach dem plötzlichen Tode ihres Gatten, bemächtigt. Zwar erkannte

sie ihren Sohn, und eine Aufwallung der innigsten Freude schien ihr für einige Augenblicke das volle Bewußtseyn ihrer selbst zu geben: aber dieser Moment zärtlicher Verzückung war das letzte Aufflackern ihres geistigen Lebenslichtes; denn bald versank sie wieder in ein düsteres Sinnen und Hinstarren, dessen schauerliches Dunkel nur von Zeit zu Zeit durch das Wetterleuchten des Wahnwitzes erhellt wurde. Eine fixe Idee schien mit furchtbarer Klarheit vor ihrer gestörten, ganz in Nacht verhüllten Seele zu stehen; sie glaubte eine Stimme von jenseits zu hören, und horchte auf sie mit gewaltsamer Anstrengung, als wolle sie den Sinn tiefer Orakelsprüche ergründen. Aber es waren Worte ohne Inhalt, die sie hörte, und die Stimme tönte gleich hohlem Erz: — da schauderte dann die Unglückliche in sich selbst zusammen und sagte unmuthig, aber kalt: »es ist Nichts, und Alles ist aus, und gewesen.«

»Was Albert je in den bodenlosen Tiefen der spitzfindigsten Metaphysik ergrübelt zu haben glaubte, reichte nicht von fern an die schreckliche Klarheit, welche diese wahnwitzigen Worte für ihn hatten. Er floh entsetzt aus der Nähe ei-

nes Wesens, das ihn sonst mit den stärksten Banden der Liebe und des Vertrauens an sich gezogen. Mit Ungeduld erwartete er den Arzt seiner Mutter, um einigen Aufschluß über diese furchtbare Erscheinung zu erhalten. Der Arzt erklärte die Gemüthsstörung als die natürliche Folge des heftigen Schreckens, in einem durch Krankheit auf's Aeußerste geschwächten Körper. Den Ursprung und die Gestaltung der fixen Idee schrieb er dem Umstande zu, daß Alberts Mutter, die ihren sterbenden Gatten nicht einen Augenblick habe verlassen wollen, Zeuge der eben so beängstigenden als vergeblichen Anstrengung gewesen, welche dieser ein paar Stunden angewendet, um sich mit gelähmter Zunge noch verständlich zu machen. Auch von der Leiche habe sie sich nicht entfernen wollen, und eben da scheine die wahnsinnige Vorstellung in ihr entstanden zu seyn. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit habe sie ihre Blicke an die geschlossenen Lippen des Todten geheftet, als wolle sie ihnen jetzt noch abhorchen, was er nicht mehr hatte aussprechen können. Der Arzt glaubte übrigens Alberten, bei den hoffnungslosen Umständen seiner Mutter, mit der Versicherung trösten

zu müssen, daß ihre Leiden in wenigen Tagen geendigt seyn würden.«

»Albert suchte sich nun der qualvollen Vorstellungen, welche der erste Anblick seiner sinnberaubten Mutter in ihm erweckt hatte, so weit als möglich zu entschlagen, und nachdem er zu ihrer Pflege alles Thunliche angeordnet, säumte er nicht, sich in die Kenntniß der übrigen Lage des Hauses zu setzen. Er fand die Vermuthungen bestätigt, die er von dem ungünstigen Vermögensstande seiner Aeltern gefaßt hatte. Mehrere Verluste in übelgerathenen Unternehmungen, dabei die nicht unbeträchtlichen Summen, welche Albert selbst seinem Vater gekostet, hatten dessen frühere Wohlhabenheit zerstört, und nach Abzug dessen, was Vater und Sohn schuldig waren, blieb als Alberts künftige Erbschaft sehr wenig übrig. Alberts Vormund, ein Nachbar und Gewerbsgenosse seines verstorbenen Vaters, machte dem Sohne den Vorschlag, das väterliche Geschäft um eine gewisse Summe zu übernehmen, zu welchem Behuf er Alberts Mündigkeitserklärung bei dem Stadtrathe zu bewirken auf sich nahm. Nichts konnte dem jungen Manne, in der Lage und Stimmung, worin er

sich befand, erwünschter seyn, als dieser Antrag. Er wartete bloß den Tod seiner Mutter ab, der, wie der Arzt vorausgesagt, in Kurzem erfolgte, um das Geschäft mit dem Nachbar abzuschließen, ordnete dann die älterliche Verlassenschaft, tilgte seines Vaters Schulden, und nahm den Rest seiner kleinen Erbschaft in Besitz, um seine Heimath für immer zu verlassen.«

»Albert sah sich nun in der weiten Welt allein, frei und Herr seines Schicksals. Alle die Bande, welche ihn bisher, schwach genug, an das häusliche und bürgerliche Leben geknüpft hatten, waren aufgelöst. Ein Gefühl, zwischen tiefer Schwermuth und unbegränztem Freiheitstrieb getheilt, beengte und erweiterte seine Brust. Er gedachte seines Vaters, den ein unzeitiger Tod, mitten unter den Sorgen und vereitelten Entwürfen einer redlichen, aber übel belohnten Arbeitsamkeit dahingerafft; er gedachte seiner Mutter, welche ein Leben voller Hingebung und frommen Glaubens in der Angst sinnverwirrter Verzweiflung geendigt; er gedachte seines eigenen werth- und zwecklosen Daseyns: — und der düstere Gedanke stieg zum ersten Mal in ihm auf, daß es in seiner Macht stehe, ein Le-

ben wegzuwerfen, dessen Last und Beschwerden durch den Preis nicht vergolten würden, welchen es dafür zu biethen vermöge. Er fühlte eine Art Erhebung in der schauerlichen Vorstellung, daß es von dem freien Willen des Menschen abhänge, über das Räthsel des Lebens eine entscheidende Frage an das Schicksal zu stellen, und mit kalter Fassung an die dunkle Pforte zu pochen, welche die Geheimnisse der Zukunft verschließt.«

»Mit solchen Gedanken und Empfindungen verfolgte Albert seinen Weg nach der Hauptstadt der Provinz, in welche er zurückeilte, um die Bürgschaft seines alten Freundes und seine eigene Ehre einzulösen. Auch erwartete er da Briefe oder Botschaft von seinen Universitätsfreunden zu finden, deren wahrscheinliche Großthaten und Schicksale jetzt allein noch einige Theilnahme und Lebenslust in ihm erregten. Ungefähr auf der Halbscheid seines Weges begegneten ihm die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena, und Gerüchte über die nächsten Folgen dieser unseligen Niederlage, wodurch das Geschick des Feldzuges, und vielleicht von Deutschland, bereits entschieden schien. Ein ab-

spannendes Gefühl der widrigsten Art überschlich Alberts Seele; es lag noch mehr von der Bitterkeit der Vereitelung einer thöricht genährten Hoffnung darin, als von der herben Empfindung des Schmerzes über einen wirklich erlittenen großen Verlust. — »Das ist der Ausgang würdiger Unternehmungen,« sagte er zu sich selbst, »und mit solchem Erfolge krönt das Geschick das eitle Bestreben nach dem Edlen und Großen! — Fahre hin, thörichter Wahn von einem neuen Reiche der Tugend und Freiheit! Nichts gedeiht auf der Erde, als der Bund der Gewalt und des Schlechten.«

»In der Hauptstadt der Provinz angekommen, säumte Albert nicht, seine Geldverhältnisse in Ordnung zu bringen. Was, nach Ausgleichung seiner Verbindlichkeiten, ihm zur Verfügung blieb, reichte gerade hin, sein Vorhaben, den Feldzug als Volontär mitzumachen, in's Werk zu setzen. Zwar waren seine Hoffnungen, und auch sein Enthusiasmus für die Sache, tief herabgestimmt; aber er hatte es sich und seinen jungen Freunden versprochen, und in jedem Falle war es der natürlichste und ehrenvollste Weg, aus einem Leben zu scheiden, das

er nie geliebt hatte, und nun zu hassen anfing. Er meldete sich daher ohne Zeitverlust bei der Behörde, um die Erlaubniß zu erhalten, aus dem Lande zu gehen und in fremde Kriegsdienste zu treten. Zu seinem Erstaunen und seinem großen Verdrusse, wurde ihm diese Erlaubniß verweigert. Die Gründe, welche man dafür anführte, schienen ihm höchst willkührlich und unstatthaft; er nannte Tyrannei, was man für bürgerliche Ordnung und für die einfachste Pflicht der äußeren Staatskunst ausgab.«

»In aufgeregter Stimmung, noch mehr der Verachtung als des Unwillens, über eine solche vermeinte Willkühr und engherzige Politik, verließ Albert den Staatsbeamten, mit dem er diese Angelegenheit zu verhandeln gehabt hatte. Da ihm die einzige Laufbahn des thätigen Lebens verschlossen war, an welcher er noch einiges Interesse genommen, kehrte er unmuthig zu seinen Büchern und in den Irrgarten der Spekulation zurück, worin er bis jetzt wenigstens noch die angenehmste Zerstreuung gefunden. — Er las seine Lieblingsschriftsteller wieder, aber er fand nicht mehr in ihnen, was sie ihm sonst gewesen waren. Plato dünkte ihm zu träume-

risch, Sextus zu spitzfindig; im Spinoza zeigte sich ein Schein der Wahrheit, aber das Ganze blieb räthselhaft und dunkel; Bayle schien ihm zu witzelnd und schwatzhaft, Descartes und Mallebranche völlig abgeschmackt; von Hume fühlte man sich angezogen, aber seine Philosophie war doch nur auf ein geistreiches Spiel abgesehen; von Kant verdroß es unsern Freund, daß er, über seine Kritik hinaus, noch etwas Positives habe aufstellen wollen; Fichte und Schelling noch einmal zu lesen, fand er weder der Zeit noch der Mühe werth. Das Ende von dem Allen war, daß ihn die Spekulation nicht weniger anekelte, als die Wirklichkeit, und daß er die Bücher von sich warf, die ihm nicht einmal eine erträgliche Zerstreuung zu verschaffen vermochten.«

»In dieser Lage des Gemüths erhielt Albert einen Brief von einem der jungen Männer, welche den Befreiungszug mitgemacht hatten. Es war gerade derjenige, der die Sache anfangs mit dem größten Eifer und Aufsehen betrieben hatte. Der junge Mann meldete, daß zwei seiner Gefährten — eben die, welche Albert stets am meisten geliebt — in einem un-

bedeutenden Scharmützel erschossen worden wären; von sich selbst gestand er, daß er des Kriegführens müde und Willens sey, sich um ein kleines bürgerliches Aemtchen zu bewerben, wenn ihn Jemand dabei mit etwas Geld unterstützen wolle. — Dieser Brief entschied über Alberts bisher noch schwankende Entschließung. Voll der hochsinnigen Ironie, welche das Leben für Nichts achtet, setzte er sich hin, dem zum Spießbürger gewordenen Ausreißer des Befreiungsheeres zu antworten. Er wünschte ihm Glück, so großen Gefahren entgangen zu seyn, und alles Gedeihen bei seinem rühmlichen Vorhaben; als Andenken an einen alten Bekannten, den er schwerlich je wieder sehen werde, ersuchte er ihn, die unbedeutende Summe — ungefähr die Hälfte von Alberts Baarschaft — anzunehmen, welche er beischließe, und die ihm (dem guten Freunde) zu seiner neuen Einrichtung vielleicht willkommen seyn werde. Ueber den Rest seines Geldes und seiner übrigen kleinen Habe schrieb Albert dann eine kurze Verfügung nieder, zu Gunsten eines lustigen Gesellen, mit dem er einige Male gelacht und getrunken hatte. Hierauf erhob er sich mit ungewöhnlicher Heiterkeit, und indem er

sich in Gedanken an seine im Felde gebliebenen jungen Freunde wendete, gelobte er ihnen und sich selbst, noch heute im Reiche der Geister, oder wenigstens in dem Schooße der alten Mutter Erde, mit ihnen vereinigt zu seyn. Er nahm seine Pistolen, — ein Angedenken von einem der Abgeschiedenen, der sie, gegen ein Paar andere von Albert, mit diesem vertauscht hatte, — aus dem Schranke, worin sie, von der Reise noch geladen, verschlossen waren; untersuchte, ob Alles daran in gehörigem Stande sey, und steckte sie zu sich; sah dann nach der Uhr, deren Zeiger auf halb Achte wies, und mit Rabelais's Worten: »Allons éprouver ce grand peut-être!« schritt er zur Thür hinaus, um nach einem kleinen Gehölze vor dem Stadtthore zu gehen, wo er mit seinen verstorbenen Freunden noch am Abend vor ihrer Abreise gewesen, und wo er jetzt seinen Vorsatz auszuführen entschlossen war.«

»Es fing an, dunkel zu werden, als er durch die Straßen ging. An der Ecke eines Seitengäßchens sprach ihn ein junges Mädchen mit schüchternen, kaum vernehmlichen Worten an. Unangenehm aus seinem Tiefsinn aufgestört,

warf er nur einen flüchtigen Blick auf sie, und war im Begriff, seinen Weg fortzusetzen; aber die Kleine kam ihm nach und flüsterte, beinahe zitternd: »Darf ich Sie begleiten, mein Herr?« — Unwillig darüber, daß sich das leichtfertige Geschöpf ihm aufdränge, gebot ihr Albert in einem strengen Tone, ihn sogleich zu verlassen. Da brach das Mädchen in ein lautes Weinen aus und sagte, sich von ihm abwendend: »O Gott! es ist schrecklich!« — Albert, durch dieses seltsame Benehmen aufmerksamer gemacht, blieb stehen und beobachtete das Mädchen noch einige Augenblicke. Sie war dürftig, aber reinlich gekleidet, von schlanker, zierlicher Gestalt, und schien kaum sechszehn Jahre alt zu seyn. — Albert rief ihr zu, und da sie sich wieder gegen ihn gekehrt, trat er ihr näher und reichte ihr ein Silberstück. Sie dankte schweigend, aber ihre Thränen flossen stärker. — »Wer sind Sie?« fragte nun Albert, »und welcher böse Geist verleitete Sie, ein so unglückliches Gewerbe zu ergreifen?« — Die Stimme der Kleinen brach unter gewaltsam unterdrücktem Schluchzen; sie konnte lange kein Wort hervorbringen. — »Ich bin eine Unglückliche,« fing sie endlich stotternd

an, »welche die Hartherzigkeit der Menschen nöthigt, zur Rettung eines in Krankheit und Elend verschmachtenden Vaters, sich selbst anzubieten, weil ein armes Geschöpf, wie ich, nichts anderes besitzt, was in den Augen des üppigen Reichen einen Werth hat.« — »Wie?« rief Albert stutzend. — »Ich habe oft mit Abscheu verweigert,« fuhr das Mädchen mit mehr Fassung und mit einiger Würde fort, »was heute die äußerste Verzweiflung Ihnen selbst bot.« — »Woher diese Verzweiflung?« fragte Albert. — »Mein armer Vater vergeht hülflos unter den furchtbarsten Gichtschmerzen, von denen gelähmt er seit acht Wochen darnieder liegt,« erwiederte das Mädchen, »und unsere Hausleute haben gedroht, ihn morgen auf die Straße zu werfen. Wir haben weder Geld noch Geldeswerth, kaum die nöthigsten Kleidungsstücke; seit acht Tagen ist mein Vater ohne Arzenei, heut' und gestern hat er nichts Warmes genossen. Ich habe Handarbeit gemacht, und keine Käufer gefunden; ich habe für meinen Vater — gebettelt; — man drohte mir, mich einsperren zu lassen. Mehrere Männer, die ich verschämt um eine Gabe anflehte, boten mir viel Geld, wenn ich mit ihnen

gehen wollte, und mißhandelten mich, wenn ich ihre rohen Liebkosungen abwies. Die Noth dieser letzten Tage, die heutige Drohung des Wirthes, die gewiß erfüllt wird, wenn wir ihn nicht bezahlen können, haben mir alle Besinnung geraubt. In der Angst der Verzweiflung ging ich auf die Straße und — traf zuerst auf Sie, mein Herr.« — »Habt Ihr gar keinen Freund oder Bekannten in der Stadt?« fragte Albert weiter. — »Ach Gott, mein Herr!« stotterte das Mädchen, »wir sind fremd und landesflüchtig.« — Führe mich zu Deinem Vater, Mädchen,« sagte Albert, »ich will mich überzeugen, ob Du die Wahrheit sprachst.« — Die Kleine trocknete schnell ihre Thränen, und erwiederte freudig: »Folgen Sie mir, mein guter Herr, und Gott segne Sie, wenn Sie dem ärmsten und besten der Väter einigen Trost bringen!«

Albert ging düster und schweigend neben dem Mädchen, das ihn in ein schmales, schlecht aussehendes Haus führte, drei Treppen hoch, wie seine Begleiterin entschuldigend sagte, in die Dachstube. Es war schon finster auf der Treppe; das Mädchen mußte vorausgehen und Alberten

bei der Hand fassen, um ihm den Weg zu zeigen. Er fühlte die kleine warme Hand in der seinigen pulsiren; in dem Augenblicke stieß sein Arm an die Pistole, die er in der Brusttasche seines Ueberrockes trug. Ein Schauder überlief ihn; die That, welche zu vollbringen er ausgegangen war, stand mit einem Mal in ihrer ganzen Gräßlichkeit vor ihm. Die gedankenlose Zerstreuung, womit er dem Mädchen gefolgt, war plötzlich verschwunden. — Sie traten in die Stube, worein durch das Fenster noch ein schwaches Dämmerlicht fiel. — »Bist du es, Luise?« rief eine matte Stimme aus der Ecke des Stübchens. — »Ja, mein Vater,« antwortete das Mädchen, »und ich bringe einen Herrn, der unsern Jammer kennen lernen will.« — »Ach, mein Kind!« seufzte der Vater, »ich habe Dich mit großer Unruhe erwartet. Der Hausherr kam nach Deinem Weggehen herauf, um mir sehr harte Dinge zu sagen, und mir noch einmal anzukündigen, daß wir morgen früh die Stube räumen müßten.« — »Der Himmel wird uns nicht ganz verlassen, mein guter Vater!« erwiederte Luise beruhigend. »Verziehen Sie einen Augenblick, mein Herr,«

sagte sie dann zu Albert, ihm einen Stuhl rückend, »ich will nur unsere kleine Nachtlampe anzünden.«

»Albert hörte die Gestalt in dem Winkel des Kämmerchens leise ächzen. Er trat näher, und richtete einige tröstende Worte an den Kranken: — »Sind Sie ein Arzt, mein Herr?« fragte dieser mit schwacher Stimme. — Albert hatte nicht den Muth, es zu bejahen, noch zu verneinen. Er hoffe, sagte er, dem Leidenden einige Milderung zu verschaffen. — Luise trat jetzt mit der Lampe herein. Der Kranke lag, schmerzhaft zusammengekrümmt, auf einem schlechten, doch nicht unreinlichen Bette, nur dürftig mit einem alten Mantel zugedeckt. Ein Wasserkrug und eine halbzerbrochene Theeschale standen auf einem hölzernen Stuhle neben dem Bette. Das blasse, abgemagerte Gesicht trug die Spuren langer körperlicher Leiden, und eines vielleicht noch längeren tiefen Seelenkummers; dennoch lag etwas Edles und zugleich ungemein Gutmüthiges in den von Schmerz und Betrübniß gefurchten Zügen. Der Leidende hatte seine hülfesuchenden Blicke mit dem Ausdruck demüthigen Vertrauens zu Albert gewen-

det, der schweigend, mit sichtlich wachsender Theilnahme auf ihn niedersah. Mehrere Fragen, welche Albert über die Symptome und den Verlauf seiner Krankheit an ihn richtete, bestärkten Luisens Vater in der Meinung, daß es ein Arzt sey, den seine Tochter mitgebracht hatte. Er klagte, daß die Härte des Hauseigenthümers ihm seine Verwendung und selbst das nöthige Armuthszeugniß verweigert habe, um in das Hospital aufgenommen zu werden. Sein Uebel, sagte er dann, sey durch den Mangel an ärztlicher Hülfe, durch die unangemessene Nahrung, und durch das Uebermaß von Sorgen und Kummer, welche sein und seiner Tochter verlassener Zustand ihm verursacht, in den letzten vier oder fünf Wochen äußerst verschlimmert worden. Der erste heftige Anfall der Gichtschmerzen, woran er übrigens schon seit Jahren gelitten, habe ihn auf der Reise ergriffen, und sey, durch eine zweitägige Fahrt in einem offenen Wagen, bei kaltem, nassen Wetter, in die gefährlichste Ausartung übergegangen, welche mit einer beinahe allgemeinen Lähmung und Verrenkung der Glieder sich endigte. In diesem Zustande sey er vor zwei Monaten hier angekommen, entblößt von

Allem, was zu seinem Unterhalt und zu seiner Heilung erforderlich gewesen wäre. Der zweimalige Besuch des Bezirksarztes, gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft, sey der einzige Beistand, den er in dieser traurigen Lage gefunden; seine arme Tochter habe, er wisse selbst nicht, durch welche Mittel, seither ihm und sich selbst kümmerlich das Leben gefristet, in den letzten Tagen aber habe ihre Unruhe, der Mangel des Unentbehrlichsten sogar, und endlich die grausame Drohung des Hauswirthes ihn befürchten lassen, daß alle Hülfsmittel erschöpft und sie Beide bestimmt seien, im schmählichsten Elend umzukommen.«

»Das verhüte Gott!« sagte Albert, in seinem Innersten ergriffen und erschüttert, »denn es ist ein Gott, und er läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse. — Geschwind, gute Luise! Nehmen Sie dieses Geld, und verschaffen Sie Ihrem Vater alle Erleichterung, die sein Zustand möglich macht. Für Medizin und andere ärztliche Hülfe werde ich selbst sorgen. Mit dem Hauswirth will ich morgen sprechen; Sie sollen nicht auf die Straße geworfen werden, armer Vater! noch Sie, gutes Kind! — Für

jetzt gute Nacht! Wir sehen uns bald wieder.«

»Verwunderung, Freude, Dankbarkeit, Gefühle der innigsten Andacht und des beseligendsten Glaubens an Gottes waltende Vorsicht überraschten und überwältigten zugleich das Herz des Vaters und der Tochter. Luise sank auf ihre Knie, die gefalteten Hände und die entzückten Blicke zum Himmel erhebend. Der Alte vergaß einen Augenblick seine Schmerzen und die Unvermögenheit seiner gelähmten Glieder; er suchte im Bette sich aufzurichten, und, vom Schmerz daran verhindert, rief er gleichwol freudetrunken: »O, bleiben Sie, mein Herr! daß wir Gottes Gnade in Gegenwart seines Boten dankend verehren!«

»Nein, nein!« erwiederte Albert hastig, »Ihm dankt, nicht mir; — und nun nichts mehr für heute!«

»Und Sie könnten uns verlassen,« sagte der Alte, »sogar, bevor Sie wissen, wen Sie gerettet, und ob er auch Ihrer Großmuth werth ist?«

»Wer Du auch seyst, Mann, und was Du auch, oder — was selbst sie, dieses Bild der

Unschuld, verbrochen haben möge, — der Augenblick, der uns zusammenführte, um Euch durch mich, und mich durch Euch zu retten, — dieser Augenblick versöhnt und entsündigt Alles. Ich bin nicht besser als Ihr, und wäret Ihr von den Schlimmsten; o Gott, gewiß nicht! — Gute Nacht noch einmal!«

»Albert stürzte fort; nur mit Mühe konnte ihm Luise über die gefährliche Treppe mit der Lampe folgen. Schnell verließ er das Haus und eilte zuerst zu einem Arzte, den er kannte, um ihn zu bitten, den armen Gichtkranken unverzüglich zu besuchen und mit Allem versehen zu lassen, was zu dessen Heilung zuträglich seyn könnte; dann ging er raschen Schrittes nach Hause, vertilgte den thörichten Brief und die Testamentsverfügung, die er im Wahnsinn gemüthloser Phantasterei geschrieben, wie er nun mit Zerknirschung und klarem Bewußtseyn erkannte, — öffnete den Schrank wieder, aus dem er die geladenen Pistolen genommen, legte sie, nicht ohne Schauder, aber mit entschlossener Fassung, hinein, um sie, so wie sie waren, zu verschließen; — gleichsam als wolle er, in dem bereiteten Werkzeug des Selbstmordes, einen

furchtbaren Zeugen gegen sich selbst und sein Gewissen aufstellen, wenn er je versucht seyn sollte, die grauenvolle Unthat, wozu grüblerischer Hochmuth und Mangel aller sittlichen Grundsätze ihn angetrieben, vor sich selbst beschönigen oder entschuldigen zu wollen.«

»Sein ganzes bisheriges Leben, Denken und Wollen lag, wie ein entsiegeltes Buch, dessen Inhalt voll Aberwitz und sträflicher Thorheit ihm plötzlich verständlich geworden, vor Alberts enttäuschtem Seelenauge. Er erkannte und fühlte auf's Schmerzlichste seine tiefe Verblendung und seinen ganzen Unwerth. Das fremde Elend, dem er begegnete, die Erhaltung zweier hülflosen Menschen, die nur durch seine eigene möglich schien, stellte ihm die Bedeutung und wahre Bestimmung des Lebens in einem neuen Lichte dar. Es ward ihm klar, daß kindische Eitelkeit die Quelle seines Irrthums, Nichtachtung der Pflicht die Grundursache seines thörichten Handelns gewesen. Weil er übersah und vernachlässigte, was dem pflichtergebenen Gemüth das Nächste und Heiligste ist, schweifte sein irrer Geist ohne Ziel und Richtung in dem Gränzen- und Bodenlosen umher, und sein unlauterer

Wille weit hinaus über die Schranken des Erlaubten und Rechten. Was war er im Begriffe gewesen, zu thun? Was wäre, in diesem Augenblicke schon, aus ihm geworden, wenn ihn nicht ein Wunder der Gnade von dem Abgrunde zurückgezogen hätte, worein er sich selbst zu stürzen in frevelhaftem Uebermuthe bereit war? — Zwei Seelen zugleich zu retten, verschmähte es die ewige Güte nicht, dieß Wunder zu wirken; denn als ein solches erschien ihm sein Zusammentreffen mit Luisen in einem Momente, wo sie sowol als er, wenn auch mit ungleicher Absicht, auf dem Punkte stand, den furchtbar entscheidenden Schritt zu thun, welchen man nie mehr zurück macht.«

»Albert beugte sein Haupt in Demuth, und das Herz im Busen brach ihm; ein Strom lang' entbehrter Thränen floß über seine Wangen herab, auf die mit Inbrunst gefalteten Hände. Er betete still zu dem lebendigen Gott, an den er nie so fest und so innig geglaubt hatte. Mit ruhiger Ueberlegung faßte er den Vorsatz, kindlich und treu der väterlichen Mahnung zu folgen, welche ihn abhielt, das Leben hinwegzuwerfen, damit er ihm erst einen

Werth gebe. — Der Entwurf, wie er diesen Vorsatz ausführen wollte, war so einfach als die Absicht, die er dabei vor Augen hatte, und schon am folgenden Tage fing er an, darnach zu handeln.«

»Er machte den Ueberschlag, daß, bei einer sparsamen Lebensweise, die Hälfte seiner kleinen Erbschaft hinreichen würde, seinen Unterhalt, bis zur Beendigung seiner medizinischen Studien, und die Kosten der Promovirung zu bestreiten; denn ausübender Arzt wollte er nun in jedem Fall werden. Die andere Hälfte war für Luisen und ihren Vater bestimmt. — Mit dem größten Eifer fing er an, den praktischen Theil der Arzeneikunst zu betreiben, den er bisher vernachlässigt hatte. Täglich besuchte er die Klinik, und zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern aus. Mehrere Professoren und angesehene Universitätsglieder, die seine guten Anlagen schon früher bemerkt und geschätzt hatten, freuten sich, ihn jetzt auf dem Wege zu sehen, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Er fand Unterstützung bei der Ausführung seines Vorhabens, und ehe noch ein Jahr verging, erlangte er die Doktorwürde.«

»Für Luisen und deren Vater hatte er eine kleine Wohnung gemiethet, wo der Kranke von seiner Tochter gepflegt werden, und sie selbst sich den Handarbeiten widmen konnte, in welchen Albert sie am meisten geschickt fand. Sie ward, durch seine Vermittlung, Gehülfin einer Putzmacherin, und erwarb sich nach und nach so viel, um die Kosten ihrer kleinen Haushaltung allein zu tragen. Ihr Vater — er mag Müller heißen — genas zwar nie mehr vollkommen, doch war er größtentheils schmerzlos und erhielt den Gebrauch seiner Hände wieder, welcher ihm erlaubte, sich mit Abschreiben und mit Unterrichtgeben in der kaufmännischen Rechnung und Buchhaltung zu beschäftigen, worin er Meister war. Albert erfuhr, ohne darnach zu forschen, Müller's frühere Geschichte. Er war für den Lehrstand gebildet, stand längere Zeit einer theoretischen Anstalt für die kaufmännischen Wissenschaften mit Ehre vor, kam aber später auf den unglücklichen Gedanken, praktisch auf eigene Rechnung ausführen zu wollen, was er nur aus Büchern kannte. Müller ließ sich in Unternehmungen ein, die seine Kräfte weit überstiegen. Mangel an Vorsicht und eine an Schwäche

gränzende Gutmüthigkeit zogen ihm bedeutende Verluste zu; die Verbürgung einer großen Summe für einen listigen Schwindler, der sein Vertrauen erschlichen hatte, stürzte ihn gänzlich. Nach acht Jahren unermüdeter, aber übelangewendeter Thätigkeit, mußte er die Flucht ergreifen, um der Rache erbitterter Gläubiger zu entgehen. Sein Gewissen und seine Hände blieben unbefleckt; er überließ, was er besaß, seinen Gläubigern, und, kaum mit so viel Geld versehen, als nöthig war, die Gränze zu erreichen, wurde er von der Krankheit überfallen, welche zur Zeit, als Albert ihn kennen lernte, sein und seiner Tochter Unglück vollendete.«

»Mit der Noth und dem Jammer jener Zeit verglichen, war Müller's und Luisens jetzige Lage beinahe glücklich zu nennen. Für Luisen besonders ward ihre zweckmäßige, mit dem besten Erfolg belohnte Beschäftigung eine reiche Quelle der Zufriedenheit. Sie konnte nun hoffen, sich selbst und ihren guten Vater ohne fremde Unterstützung zu ernähren, und eine anständige Unabhängigkeit zu behaupten. Ihr Verhältniß zu Albert, der fortfuhr, sie und ihren Vater auf einem freundschaftlichen Fuße zu besuchen, er=

hielt dadurch eine freiere, ihrem beiderseitigen Geschlechte und Alter mehr angemessene Gestalt. Alberts Betragen gegen sie blieb sich gleich, ernst und theilnehmend, ohne eine Spur lebhafterer Empfindungen zu verrathen. In Luisens Herzen schien dagegen ein zärtlicheres Gefühl erwacht zu seyn, dessen sie sich mit Unruhe und Beschämung bewußt zu werden anfing. Sie ward zusehends stiller und zurückhaltender gegen ihren jungen Freund, vermied alle Gespräche über ihre persönlichen Verhältnisse und Aussichten, und schien besonders durch jede, auch noch so unbefangene Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen mit ihm, auf's Unangenehmste berührt und verletzt zu werden. Der Gedanke war in ihr entstanden, und zur Ueberzeugung geworden, daß ihr unbesonnenes Betragen bei jener verhängnißvollen ersten Begegnung, eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sie und den Mann gestellt habe, dem sie nach und nach ihre innigste Neigung zugewendet, während sie selbst seiner Achtung auf immer verlustig geworden.«

»Die glückliche Kur eines reichen Edelmannes, welche Alberten damahls gelang, verschaffte ihm den unerwarteten Antrag, als zweiter Phy-

sikus in eine kleine Stadt zu gehen, in deren Nähe jener Edelmann begütert war. Albert hielt es seinem Vortheile gemäß, den Vorschlag anzunehmen, und da er die Stelle sogleich antreten sollte, säumte er nicht, alle Anstalten zu seiner Uebersiedelung zu treffen. In Müller's Hause, in welches die Nachricht von Alberts nahe bevorstehender Abreise gekommen war, bevor er selbst gegen seine Freunde etwas davon erwähnt hatte, machte sie, wie man denken kann, einen starken, mehr betrübenden als erfreulichen Eindruck. Der alte Müller empfing seinen Wohlthäter, als er das nächste Mal wieder kam, mit unverstellter Bekümmerniß und in großer Gemüthsbewegung; er wünschte ihm Glück zu seiner Beförderung, drückte aber zugleich sein innigstes Bedauern aus, daß er einen Mann, dem er und seine Tochter ihre Erhaltung und ihre ganze bessere Existenz verdankten, vielleicht für immer müsse scheiden sehen, bevor sie noch das Geringste hätten thun können, ihm ihre unbegränzte Dankbarkeit zu beweisen. Albert erwiederte: sie seyen ihm keinen Dank schuldig, zu dem er sich nicht auf gleiche Weise ihnen verpflichtet fühle. Die unbefangene Hei-

terkeit, womit Albert eingetreten war, und auch diese Worte vorbrachte, schienen den Alten mehr zu kränken als zu beruhigen. Mit einem unterdrückten Seufzer sah er auf seine Schreiberei nieder, und ergriff die Feder, um sein Tagewerk fortzusetzen.«

«Eine allgemeine Stille herrschte einige Minuten lang in dem Zimmer. — Luise saß bleich, mit niedergeschlagenen Augen, bei ihrer Arbeit. Albert näherte sich ihr, nachdem er sie eine Weile von ferne betrachtet; sie schien zu zittern, und einige große Thränen fielen auf das Tuch, woran sie stickte. — »Ist Ihnen denn« — fing Albert an — »Ihr hiesiges Geschäft so lieb und wichtig geworden, gute Luise, daß Sie es einem Freunde abschlagen wollten, ihm mit Ihrem Vater an einen andern Ort zu folgen, wo Sie sich wahrscheinlich eben so gut, vielleicht besser als hier befinden könnten?« — Ein dunkel glühendes Roth stieg plötzlich in Luisens bleiche Wangen auf; sie warf einen seelenvollen, schnell und scheu wieder zur Erde sinkenden Blick auf Albert, und sagte mit beklommener Stimme: sie zweifle, ob sie in einer kleinen Stadt hinlängliche Beschäftigung für die Art Geschick-

lichkeit, welche sie besitze, finden würde. — »Ohnehin würden Sie,« fuhr Albert nach einer Pause fort, »dieser Beschäftigung dort weniger Zeit widmen können, als hier; der vermehrte Haushalt einer größeren Familie würde zum Theil diese Zeit in Anspruch nehmen.« — Ein zweiter, hell aufstrahlender Blick, welchen Luise auf Albert warf, begegnete seinem, mit Liebe und stillem Vertrauen ihr zugewendeten Auge. — »Ach Gott! ist es denn möglich?« stammelte sie in unaussprechlich süßer Verwirrung. — »Konnten Sie je daran zweifeln, meine Luise?« sagte Albert, die Hand der Geliebten ergreifend. »Der Wille der Vorsehung hat uns vermählt, als Sie, in jener glückselig-unglücklichen Stunde, eine Frage an mich thaten, die ich Ihnen nur als Ihr liebender, treuer Gatte beantworten kann.« — Halb zog er sie, halb warf sie sich ihm mit sprachlosem Entzücken in die Arme; und der Himmel — zugleich mit Luisens altem Vater, der, außer sich vor Erstaunen und Freude, von seinem Stuhle herbei gehinkt kam, sich dem liebenden Paare zu nähern — segnete den Bund, welchen das sonderbarste Zusammentreffen bedenklicher, ja schrecklicher Umstände und Vorsätze

veranlaßt, aber Vernunft und Tugend, unter Gottes Beistand, geschlossen hatten.«

Hier endigte Doktor G. seine Geschichte und stand auf, um nach seinem Wagen zu rufen, der ihn, schon etwas spät, wie er bemerkte, in die Stadt zurückbringen sollte. Die Gesellschaft hatte ihm, ohne ihn durch ein Wort zu unterbrechen, zugehört. Jetzt sagte Norberg: »Wenn Sie Ihren Freund sehen sollten, lieber Doktor, so versichern Sie ihn meiner aufrichtigsten Achtung, und nehmen Sie mein Wort darauf, daß weder ich noch meine Frau, noch diese unsere Freunde, uns je erlauben werden, nach seinem wahren Namen zu fragen, oder unsere Vermuthungen darüber Jemand mitzutheilen.«

»Ich danke Ihnen für dieses Versprechen, und nehme es an,« erwiederte Doktor G.; hierauf verließ er, uns Alle grüßend, die Gesellschaft.

Palmer war am folgenden Tage schon frühzeitig in dem Landhause des Herrn von Norberg angekommen, um etwas über Jeannettens Befinden zu erfahren, und wenn sie etwa nach

ihm verlangen sollte, sie seinen Rath und Trost nicht entbehren zu lassen. Sie war zu ihrer gewöhnlichen Stunde aufgestanden, und benahm sich ganz still und ruhig. Als sie hörte, daß Herr Palmer bereits im Hause sey, und sich nach ihr erkundigt habe, bat sie, ihm zu sagen, wie sehnlich sie wünsche, sich in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu berathen. Unser Freund säumte nicht, sich zu ihr zu begeben. Er blieb ziemlich lange und allein bei ihr; denn Jeannette hatte die Wärterin ersucht, das Zimmer zu verlassen.

Indessen kam auch Doktor G. an, und vernahm mit Vergnügen, was man ihm von Jeannettens Zustand und Benehmen seit dem gestrigen Abend erzählte. Er fand, nach allen Umständen, daß sein Beistand als Arzt kaum mehr nöthig seyn werde, und freute sich, ihr Gemüth unter der Obsorge eines Gewissensrathes, wie Herr Palmer, zu wissen. Dieser erschien endlich in dem Besuchzimmer der Frau des Hauses, wo wir seit einer Viertelstunde versammelt waren. Nach einem kurzen Bericht über Jeannettens körperliches Befinden und ihr Betragen im Allgemeinen, welches, seiner Meinung nach, zu den

besten Hoffnungen berechtigte, setzte er hinzu, daß sie ein Anliegen habe, wobei sie die Güte ihrer Herrschaft ganz besonders in Anspruch nehmen müsse. Sie wünsche das Haus, wenigstens für einige Zeit, zu verlassen; da sie es aber für ein Unglück halten würde, eine so gütige Herrschaft zu verlieren, falls sie sich später im Stande fühlen sollte, ihrem Dienste wieder vorzustehen, so biete sie, sich noch als eine Angehörige des Hauses betrachten zu dürfen, um in dem erwähnten Falle ihre Stelle bei der gnädigen Frau wieder antreten zu können. Er gestehe, fuhr Palmer fort, daß dieß etwas viel verlangt sey; aber er glaube wirklich, die völlige geistige Genesung des armen Mädchens hänge größtentheils davon ab, daß sie mit der Ueberzeugung das Haus verlasse, sie habe das Wohlwollen ihrer Herrschaft nicht verwirkt, und sie werde von derselben, wenn sie zurückkommen könne und wolle, wieder so gütig als vorher aufgenommen und behandelt werden.

»Aber wo will Jeannette denn hin?« fragte Norberg, etwas verwundert. »Die Pflege, deren sie noch eine Zeitlang bedarf, kann sie eben sowol in unserem Hause finden, und an einer

Bedienung wird es meiner Frau inzwischen auch nicht fehlen.«

»Die Sache ist,« erwiederte Palmer mit einiger Zurückhaltung, »das gute Kind glaubt ihre Seelenruhe hier schwerer, als an einem andern Orte, wieder erlangen zu können.«

»Da haben wir's!« rief Norberg mit Laune, »so ist es doch eine Herzensangelegenheit, und am Ende bin ich's, in den die Thörin verliebt ist.«

»So schlimm ist es nicht,« sagte Palmer ernsthaft, »aber die Liebe ist allerdings dabei im Spiel; nur zugleich auch ein wenig religiöse Schwärmerei. Jeannette will für's erste in's Kloster.«

»Das vermuthete ich noch am ersten,« bemerkte Frau von Norberg. »Glauben Sie denn aber, ehrwürdiger Herr, daß Jeannette einen wirklichen Beruf zum Kloster habe?«

»Ich zweifle noch daran,« erwiederte Palmer, »und habe ihr deßhalb sehr ernstlich zugeredet, keine Uebereilung zu begehen. Indeß, aus dem Hause muß sie, und ein kurzer Aufenthalt in dem Hospiz der frommen Krankenpflegerinnen wird dem Kopfe der armen Schwärmerin eben

nicht nachtheilig seyn. Ob sie aber, außer in dem Stande einer glücklichen Ehe, vollkommen genesen könne, soll der Herr Doktor entscheiden, wenn er sie über einige Punkte befragt haben wird.«

»So, so!« murmelte Norberg halb für sich; »die alte Susanne hätte also doch so gar albern nicht geschwatzt!«

»In der That,« nahm Doktor G. das Wort, »habe ich in Jeannettens noch halb delirirenden Aeußerungen, gleich nach ihrem Wiederaufleben, allerlei bemerkt, was auf eine solche Vermuthung führen könnte. Sie schien sich die sündliche Verkehrtheit ihres Herzens zum Vorwurf zu machen, und wollte vielleicht, nach der verrückten Lehre einer bekannten ascetischen Sekte, ihre Seele, vor den Versuchungen zum Bösen, durch die Vernichtung des Leibes erretten.«

»Das möchte sich, leider! beinahe so verhalten,« bemerkte Palmer.

»Kommt denn auch der Name Georg in ihren Bekenntnissen vor?« fragte Doktor G. »In ihren Phantasien hörte ich ihn einige Mal.«

»Georg?« rief Norberg. »So heißt ja unser zierlicher Gärtnerbursch.»

»Ach, ach!« seufzte Elisa; »die alte Susanne sah bei Weitem richtiger als ich!«

»Ich muß bitten, über diesen Punkt keinen bestimmten Aufschluß von mir zu verlangen,« sagte Palmer, »wenigstens nicht, bevor ich mit dem jungen Menschen einige vertrauliche Worte gesprochen habe. Jeannettens Aussagen sind in dieser Hinsicht mit sich selbst nicht ganz übereinstimmend. So viel scheint gewiß, daß sie sich weniger über Georgs Unempfindlichkeit und Kälte, als über seine Abneigung gegen den Ehestand zu beklagen hat. Sie hält sich nicht für sicher vor der Versuchung, wenn sie zugleich mit ihm in dem Hause bleibt.«

»Da wäre wol das Beste,« meinte Norberg, »wenn man den jungen Taugenichts statt ihrer fortschickte?«

»Dann wäre beinahe zu fürchten,« erwiederte Palmer, »daß sich das Mädchen ein Leid anthäte, weil sie sich den Vorwurf machen zu müssen glaubte, an dem Unglück des lieben Jungen Schuld zu seyn.«

»Ei, so laßt die Närrin gehen, wohin sie will!« sagte Norberg ärgerlich. »Wie ihr aber zu helfen seyn soll, sehe ich nicht ein; denn daß

der leichtfertige Gesell sie nicht heirathen kann noch wird, ist aus hundert andern Rücksichten klar.«

»Lassen wir Herrn Palmer mit Georg sprechen, und die jungen Leute zur Vernunft kommen,« fiel Elisa besänftigend ein; »so wenig Anschein in diesem Augenblicke auch ist, daß diese verworrene Geschichte einen ganz guten Ausgang nehme, so kann sich doch Manches noch zum Besseren wenden. Der Himmel zeigt Nachsicht mit den Verirrten, denn das größte Unheil ist durch seine Fügung verhindert worden. Wollen wir nicht auch ein wenig Geduld mit ihnen haben, da es nun uns überlassen zu seyn scheint, sie vollends auf den rechten Weg zurück zu führen?«

»Das ist meine gute, zartfühlende Elisa,« sagte Norberg mit einem herzlichen Händedruck, »deren richtige Empfindung meinen vorschnellen Verstand schon so manches Mal zurechtwies, wenn er in Gefahr gerieth, über sein Ziel hinaus zu schießen. Wir wollen den Fingerzeig nicht unbeachtet lassen, den die Vorsehung in diesem Falle auch uns zu geben gewürdigt. Veranstalte mit unsern Freunden in dieser Sache, liebe Frau, was Euch nach reifer Ueberle-

gung gut dünkt; an meiner Zustimmung und Beihülfe soll es zuletzt nicht fehlen.«

Norberg zog sich in sein Kabinet zurück, um die eben angekommenen Handelsbriefe zu lesen, und während Doktor G. Jeannetten seinen Krankenbesuch zu machen ging, führte Elisa Palmer'n und mich in den Garten. Sie wollte uns, wie sie sagte, ihren Nelkenflor zeigen, wo gerade ein paar seltene Arten in voller Blüthe ständen. Ihre eigentliche Absicht mochte indeß wol seyn, Palmer'n Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Gärtnerssohne, der bei den Blumen arbeitete, ein Gespräch einzuleiten. — Georg war, mit seiner gewohnten Zuthätigkeit, gleich bei der Hand, seiner Gebieterin eine neue, sehr schöne Nelke zu zeigen, die über Nacht ausgefallen war. Frau von Norberg lobte seine Aufmerksamkeit, wovon Palmer Anlaß nahm, mit noch weit größerem Lobe von seinem gestrigen wackeren Betragen bei Jeannettens Rettung zu sprechen. Der junge Mensch ward feuerroth, und antwortete nach einigem Stottern, es sey ja doch nur Schuldigkeit, seinem Nebenmenschen in einem solchen Falle beizuspringen. — Elisa faßte meinen Arm, und lenkte ihre Schritte auf

die entgegengesetzte Seite, um den geistlichen Herrn mit dem jungen Menschen allein zu lassen. — Wir sahen diesen anfangs etwas verlegen dastehen, und ziemlich verstockt anhören, was unser würdige Freund ihm, mit eben so viel Milde als Wärme, auseinander zu setzen schien. Nach und nach zeigte er jedoch eine immer lebhafter werdende Theilnahme, und sprach endlich so laut, daß einzelne Worte auf funfzig Schritte zu verstehen waren. Wir zogen uns nun ganz in die Seitenallee, damit der sichtbare Eindruck, welchen Palmer's Vorstellungen auf Georg zu machen anfingen, durch nichts gestört oder unterbrochen würde.

In einem der Nebengänge des Gartens kam uns Doktor G. entgegen, der Jeannettens Zustand und Gemüthsstimmung ganz so gefunden hatte, wie Palmer's Andeutungen vermuthen ließen. Nach einer Weile traf auch dieser wieder mit uns zusammen. — Alles, was beide Freunde gehört und beobachtet hatten, setzte es außer Zweifel, daß ein seltsames, unerfreuliches Liebesverhältniß zwischen den jungen Leuten bestand, worin sich Jeannette eben so schwärmerisch, innig und hingebend, als Georg leichtfer-

tig, eitel, ja hart bewies, ohne daß er deßhalb eine weniger leidenschaftliche Anhänglichkeit für das Mädchen zu fühlen schien, mit dessen Denk- und Sinnesart er so wenig übereinstimmte. Er hatte allerlei Pläne in dem Kopfe, sein Glück in der Welt zu versuchen, und wenn er es gemacht, mit Jeannetten zu theilen; ein Projekt, dessen Solidität und Ausführbarkeit im Geringsten zu bezweifeln, er sich gar nicht einfallen ließ; — wogegen sie in häuslicher Sicherheit sich schon jetzt seines Besitzes zu erfreuen wünschte. In diesem Widerstreit ihrer Absichten und Grundsätze war es ungewiß, welches von Beiden, bei der Fortsetzung ihres geheimen, vertraulichen Umganges, das Andere zu verführen oder von ihm verführt zu werden, am meisten in Gefahr sey. Auch machte darum Jeannette weniger ihrem Liebsten, als sich selbst Vorwürfe, indem sie mit Abscheu gestand, daß es nur ihre Schuld seyn würde, wenn sie in einer bösen Stunde das Schlimmste gethan hätte; und in einem solchen Anfalle innerer Zerrüttung und Selbstanklage war es, daß sie sich dem Tod in die Arme stürzte, um sich vor der Schwäche ihres eigenen Herzens zu schützen. Georg hingegen,

der von solchen Skrupeln keinen Begriff hatte, zeigte sich anfangs mehr erbittert, als gerührt, über die Raserei ihres Eigensinnes, wie er die That des Mädchens nannte, und wollte ihr den Streich, den sie ihm damit gespielt, kaum verzeihen. Als ihm aber Palmer die unvermeidlichen Folgen eines so unnatürlichen und gefährlichen Verhältnisses, wie dasjenige sey, worauf er sich mit Jeannetten eingelassen, entwickelte, und ihm die Thorheit und Ungerechtigkeit der Forderung auseinander setzte, daß ein liebendes Weib, auf unsichere Pläne und unverbürgte Versprechungen hin, sich und ihre ganze Wohlfahrt dem guten Willen eines dreist zufahrenden jungen Mannes überlasse; als er ihm die Qual lebhaft schilderte, welcher das arme Mädchen, von ihrer Neigung und ihrem Gewissen wechselweise bestürmt, durch seinen Unverstand oder Leichtsinn Preis gegeben ward; als er ihm endlich die entsetzliche Lage recht anschaulich machte, worin Jeannettens Gemüth sich befunden haben müsse, bevor sie die verzweifelte That beging, an der sein Betragen gegen sie so vielen Antheil habe: — da wurde der junge Mensch sich nach und nach bewußt, wie schwer er sich an der Un-

glücklichen versündigt, die er im Grunde liebte, und dennoch hart behandeln zu dürfen glaubte, weil sie weniger verderbt war als er. Er bezeugte eine herzliche Reue über sein bisheriges Benehmen, und gelobte freiwillig und feierlich, Alles zu thun, was in seiner Macht stände, um seinen Fehler gut zu machen. Wenn Jeannette ihn noch zum Manne haben wolle, und die gnädige Herrschaft ihre Einwilligung dazu gebe, erklärte er sich bereit, sie sogleich zu heirathen, und Alles, was er sonst noch in der Welt gewollt und gewünscht hätte, gern dafür hinzugeben.

Norberg war, während Palmer dieß erzählte, in den Garten und zu uns gekommen. Er lächelte, als er in Elisens Mienen den angenehmen Eindruck bemerkte, welchen Georgs Reue und ehrbare Vorsätze in ihr hervorbrachten. Seine Frau verstand dieses Lächeln und sagte mit anmuthiger Schalkheit: »Wer nun ein Bischen klug wäre, würde von solchen Betheuerungen kein Wort glauben; aber eine gutmüthige Närrin, wie ich, läßt es sich gleich merken, wie gern sie es sähe, wenn die Männer in diesem Punkte nicht lauter Schelme wären.«

»Daß es dem Georg jetzt mit seinen Be-

theuerungen Ernst ist,« bemerkte Palmer, »davon bin ich überzeugt. Wie lange und fest er aber bei seinen gegenwärtigen Gesinnungen beharren wird, ist eine andere Frage.«

»Darum wollen wir noch eine Weile zusehen,« erwiederte Elisa, »bis wir genauer wissen, in wie weit man sich auf die Sinnesänderung des jungen Taugenichts, wie Norberg ihn nennt, verlassen kann.«

»So weit und so sicher, als auf seinen bisherigen Leichtsinn,« fiel Norberg ein, »wenn wirklich eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen ist; denn im Grunde hat der junge Mensch nicht weniger Anlage, ein Mann in jeder Bedeutung des Wortes zu werden, als ein vollkommener Taugenichts. Es ist etwas von der Entschiedenheit unsers Freundes G. in ihm. — Verzeihen Sie die Vergleichung, lieber Doktor; aber Sie würden finden, daß sie Ihnen eben keine Schande macht, wenn Sie den tüchtigen Burschen kennten, wie ich.«

»Dann bleibt noch immer die Hauptsache,« fuhr Elisa fort, »welche Hoffnung wir haben, daß Jeannettens Kopf ein wenig in Ordnung, und ihr Charakter zu so viel Haltung kommen

wird, als überhaupt nöthig ist, um mit und unter Menschen zu leben. Ein Mädchen, das so leicht in's Wasser springt, weil ein hübscher Junge sich zu lange besinnt, bevor er sie zu seiner Frau macht, könnte noch zehn Mal eher versucht werden, hinein zu springen, nachdem er sie dazu gemacht hat.«

»Sehr richtig bemerkt!« erwiederte Doktor G. »Wenn Jeannette von der Raserei und Abscheulichkeit ihres verzweifelten Schrittes nicht auf's Innigste überzeugt und durchdrungen wird, wenn sie nicht selbst den festen Entschluß faßt, ihr Herz zu bessern, und der Vernunft Gehör zu geben, so wird Alles, was zur Beförderung ihrer Wünsche und ihres äußeren Glückes geschieht, nur zu ihrem größeren Verderben gereichen.«

»Ganz gewiß, ganz gewiß!« sagte Palmer mit ernstem Kopfnicken.

»Der väterliche Rath und Unterricht unsers ehrwürdigen Freundes,« fuhr Doktor G. fort, »kann ihr hierin sehr nützlich seyn. Am sichersten aber dürfte das schwärmerische Mädchen zur Selbstkenntniß und zu ihrer wahren Besserung gebracht werden, wenn ihr Vorhaben, für einige Zeit in das Kloster der frommen Kranken-

pflegerinnen zu gehen, nach dem Vorschlage und unter der Leitung unseres Freundes ausgeführt würde. Nichts ist vermögender, die verweichlichte Selbstsucht von eingebildeten Leiden, und sträflicher Unzufriedenheit zu heilen, als der Anblick von fremden, wahrhaften Leiden und die dringende Aufforderung, dem wirklichen Elende, dessen Zeugen wir sind, durch unsere Mitwirkung abzuhelfen. Jeannette lerne die Pflicht des Menschen kennen und ausüben, damit sie des Glückes werth und fähig werde, welches dem pflichtergebenen Menschen zum Lohne bestimmt ist.

»So sey es!« riefen Elise und Norberg, wie aus Einem Munde. — »Und damit auch mir mein Antheil an Bemühung nicht fehle,« setzte Norberg hinzu, »so will ich sehen, was sich für Georgs wahres Bestes thun läßt. Der junge Mensch kann noch etwas Besseres werden, als ein geschickter Blumengärtner. Ich denke ihn dem wackern alten Oekonomen auf unserem großen Gute als Gehülfen beizugeben. Macht er sich, wie ich glaube, zu der Stelle geschickt, so wollen wir den guten Alten in Ruhe setzen, und Georg mag, nach einem Jahre etwa, das Geschäft von ihm übernehmen. Bis dahin wird

sich dann auch zeigen, ob die kleine Schwärmerin Jeannette zu einer ordentlichen Hausfrau taugt oder nicht.«

»Ein schöner Plan,« sagte Doktor S.;« aber wenn er gelingt, fürchte ich beinahe, Jeannettens wie Alberts Beispiel könnte, wenn es bekannt wird, eher Schaden als Nutzen stiften, und einen oder den andern wankenden Kopf auf den Einfall bringen, sich frisch d'rauf los in's Wasser zu stürzen, oder todt zu schießen, um ja recht gewiß sein Glück zu machen.«

»Wenn Sie das fürchten,« erwiederte Norberg, »so kann ich diesen beiden Fällen die Erzählung eines dritten folgen lassen, worin ein solcher unglücklicher Versuch einen desto abschreckenderen Ausgang hatte.«

»Ganz recht!« sagte Elisa; »Du erwähntest gestern einer solchen Geschichte. Werden wir sie nicht hören?«

»Künftig vielleicht einmal,« war Norberg's Antwort; »heute mag ich Keinem von uns die mehr heitere als trübe Aussicht verdüstern, welche die unerwartet günstige Wendung von Jeannettens Unfall vor uns aufschloß.«

Inhalt der ersten Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Erster Theil.

Seite

Vorbericht 3

I. Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte. Eine Episode aus dem Roman seines Lebens. (1820.)... 7

II. Etienne Durand. Eine wahre Geschichte; mitgetheilt von K. A. West. (1822.)................ 129

III. Die Fingerzeige der Vorsehung. Ein Cyklus moralischer Erzählungen, von Thomas West. (1818.).. 227

(Die beigesetzten Jahreszahlen zeigen die Jahre an, in welchen die genannten Aufsätze geschrieben wurden.)

Verbesserungen.

Bilder aus dem Leben, erster Theil.

Seite 11 Zeile 5 von unten, lies: nach einem kurzen, statt: nach kurzem.
— 46 Z. 4 von oben, l. führten, st. führen.
— 55 Z. 12 v. o. l. möchte, st. möge.
— 86 Z. 10 v. o. l. gefährlichen Steig, st. Steg.
— 115 Z. 6 v. o. l. Sporne, st. Sporen.
— 124 Z. 9 v. o. l. nun, st. nur.
— 131 Z. 7 v. o. l. Nachbarn, st. Nachbaren; und so nachher immer.
— 154 Z. 3 v. u. l. hätten, st. hätte.
— 278 Z. 7 v. u. l. Fakultäts-Glieder, st. Universitäts-Glieder.
— 287 Z. 9 v. o. l. bitte, st. bäte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreyvogel, Joseph,

Gesammelte Schriften

Bd.: 1,1

Braunschweig 1829

P.o.germ. 1345 l-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119801-8